



Gerhardsbote

Mitteilungen des St. Gerhards-Werks e. V. und des Südostdeutschen Priesterwerks e. V.

Ausgabe 2

69. Jahrgang

Dezember 2024



Brücken bauen



*Schülerkurs „Sprache und Kultur intensiv“ mit Teilnehmerinnen und Teilnehmern
des Gerhardinums Timișoara/Temeswar am 2. November 2024 am
Donauschwabenufer in Ulm*

In diesem Heft finden Sie:

SCHWERPUNKT

„Das Wort ist Fleisch geworden“ – Weihnachten 2024	4
80 Jahre seit der Russlanddeportation der Deutschen aus Rumänien.	5

BERICHTE AUS DEM ST. GERHARDS-WERK

Schulberichte

Ungarische Schülergruppe zu „Sprache und Kultur intensiv“ in Bad Niedernau.....	14
--	----

Tagungsberichte

Erfahrungsaustausch in der Landwirtschaft.....	15
Kulturtagung des St. Gerhards-Werks in München....	17
Priestertreffen in Stuttgart-Hohenheim.....	19

Wallfahrtsberichte

Gelöbniswallfahrt der Donauschwaben nach Bad Niedernau an Christi Himmelfahrt	21
Pilgerreise auf den Schönenberg bei Ellwangen	22
Wallfahrt „Kirche-Heimat“ auf den Dreifaltigkeitsberg bei Spaichingen	25
63. Gelöbniswallfahrt der Donauschwaben nach Altötting.....	26
Wort des Laien bei der 63. Gelöbniswallfahrt der Donauschwaben.....	29
Die katholische Kirche in Rumänien im Kommunismus.	31
Wallfahrt der Aussiedler und Heimatvertriebenen nach Marienthal	35

Sonstiges

Deutsche Gäste im historischen Banat. Vertreter des St. Gerhards-Werks führten Gespräche vor Ort ...	35
---	----

BLICK IN UNSERE NACHBARLÄNDER

Seit 2009 am Gerhardinum: Gespräch mit Pfarrer Zoltán József Kocsik	37
Eröffnung der Ausstellung „Ungarndeutsche Frauensicksale“ nach 1944	38
Konferenz und Ausstellung zum 150. Geburtstag von Jakob Bleyer	39
Treffen zweier Vorsitzender Budaörser Heimatmuseen	40
Fachtagung „Brückenbauer – Grenz- und zeitüber- schreitende Minderheitenfragen am Beispiel der deutschen Minderheit“	41
Feier zur 25. Bischofsweihe des Banater Bischof Martin Roos	43
Ansprache zum 25. Jubiläum der Konsekration von S. E. Martin Roos	44
50-jähriges Bischofsjubiläum	45

Deutscher Kreuzweg auf den Kalvarienberg in Pesthidegkút-Ófalu/Hidigut-Aldorf und in Pilisvörösvár/Werischwar	45
Maiandacht des St. Gerhards-Werks Ungarn zusammen mit dem Fest des Heiligen Johannes von Nepomuk in Dunaharaszti/Harast.	47
Festmesse des St. Gerhards-Werks Ungarn	48
Kapelle St. Anna auf dem Schwabenberg.....	48

WAS SICH BEI ANDEREN VEREINEN TUT

Neuer Vorstand bei der Landsmannschaft der Donauschwaben	48
Mitgliederversammlung im Südostdeutschen Priesterwerk Stuttgart e. V.	49
Vollversammlung des Weltdachverbandes der Donauschwaben in Marchtrenk und Neuwahlen	49

NACHRUF

Trauer um Franz Wesinger – Brückenbauer zwischen Ost und West.....	51
Termine	52
Bildnachweise	52
Links.....	52

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

wenn Sie dieses Heft des „Gerhardsboten“ in der Hand halten, geht ein für das Gerhards-Werk und einige seiner Partner ereignisreiches Jahr auf die Zielgerade. Davon zeugt die Vielfalt der Berichte über zahlreiche Veranstaltungen im Verlauf des Jahres, darunter Jubiläen wie der Dank für 25 Jahre Bischofsweihe und traurige Nachrichten wie der Tod des langjährigen (1985-2000) Vorsitzenden des Gerhards-Werks Franz Wesinger, wie auch die traditionellen Wallfahrten, Andachten und Gottesdienste. Dazu kommen auch grundlegende Themen wie die Kulturtagung über den Josephinismus; der Bericht über die zweite Tagung im November wird in der ersten Nummer des kommenden Jahres erscheinen. Ebenso können Sie in Nr. 1/2025 die Berichte über die beiden Kurse „Sprache und Kultur intensiv“ des Stefan-Hell-Lyzeums in Sântana/Sanktanna und des Gerhardinum in Timișoara/Temeswar lesen.

„Brücken bauen“ ist ein vielfach in den Berichten verwendetes Bild – das wollen gerade die Kurse in Niedernau durch die Beschäftigung mit unserer Geschichte in Europa, mit verbindenden Entwicklungen in Europa, mit den Begegnungen junger Menschen. Wir hatten in diesem Jahr drei solche Kurse.

Im kommenden Jahr werden 80 Jahre vergangen sein seit dem Ende der Kriegshandlungen des Zweiten Weltkriegs. Das Leiden vieler Menschen war damit nicht zu Ende. Das macht uns der Beitrag von Eva Filip eindrücklich deutlich; er zeigt auch die Wirkungen der Situation vor 80 Jahren bis in unsere Gegenwart. Die Autorin führt uns konkrete Schicksale, wie sie sie erzählt bekommen hat, die Menschen, die dahinter stehen und wie sie dadurch geprägt wurden, vor Augen. Und dazwischen können wir die nötigen Fakten und Kontexte lesen. Und immer schwingt der dringliche Bezug zur gegenwärtigen Situation im Lesen mit ein.

Auch mit der diesjährigen Nummer zwei des „Gerhardsboten“ wünschen wir Ihnen eine anregende und informative Lektüre und ein gesegnetes Fest der Geburt des Friedensfürsten für diese Welt und Gottes Segen für 2025.

Rainer Bendel



Die Schülergruppe aus dem Lyzeum Stefan Hell in Sântana beim Kurs „Sprache und Kultur intensiv“ vor dem Tübinger Schloss



... im Europaparlament

„Das Wort ist Fleisch geworden“ – Weihnachten 2024

1,80 x 1,70 Meter groß ist ein Rundbild im Erfurter Dom, welches eine sehr seltsame Darstellung zeigt: die Hostienmühle. In der Mitte ist eine Mühle zu sehen, in die die vier Symbole der Evangelisten Schriftbänder mit den Einsetzungsworten der Heiligen Messe werfen. Das Schriftband, das dann aus dem Trichter der Mühle kommt, verwandelt sich im Kelch in das Christkind. Zu lesen ist dort: „Et verbum caro factum est – Und das Wort ist Fleisch geworden!“ Die vier abendländischen Kirchenväter halten den Kelch mit dem Christkind. Die Datierung des Gemäldes auf das Jahr 1534 weist auf die Zeit nach der Reformation hin, wo es wichtig wurde, die Verbindung zwischen dem biblischen Wort und dem Sakrament der Eucharistie zu betonen, denn diese Verbindung drohte auseinanderzufallen.

Am Weihnachtsfest feiern wir die Fleischwerdung des göttlichen Wortes, das seit den Propheten als Hoffnungsbotschaft dem auserwählten Volk Israel zugesagt wurde: Es wird ein Retter geboren, mit dem alle wörtlichen Verheißungen in Erfüllung gehen. Lange Zeit hat es gebraucht, bis diese Verheißung in Erfüllung gegangen ist, die wir am Weihnachtsfest feiern dürfen. Im Laufe dieser Zeit haben sich auch Erwartungen gebildet, die jedoch von Gott nicht erfüllt werden sollten, so zum Beispiel, dass es wieder eine politisch-geistliche Herrschaft wie unter König David geben wird. Jesus musste sich dagegen wehren und darauf hinweisen, dass er das Himmelreich zu den Menschen bringen will. Bis in den Kreis der Apostel hinein bestanden auch andere Hoffnungen, die sich spätestens durch die Passion Jesu zerschlagen haben.

Wir glauben daran, dass durch das Wort, das Jesus im Abendmahlssaal gesagt hat, seine Gegenwart möglich wird. Wir verlassen uns darauf, dass die kirchliche Tradition uns diese Worte verlässlich überliefert hat und damit Christus in den Gaben von Brot und Wein gegenwärtig wird. Die Apostel haben diese Worte sorgsam überliefert, so dass wir uns auf ihre Authentizität verlassen können. Über Jahrhunderte hat die Kirche darauf geachtet, dass diese Worte sorgsam überliefert werden und durch die Betrachtung ihr tiefes Geheimnis erschlossen werden kann.

Der Zugang zu diesem Glaubensgeheimnis, dass Gott Mensch wird, ist bis heute mit reinem Intellekt nicht möglich. Es braucht dazu die Erkenntnis der Liebe Gottes, die niemals aufgehört hat, nach dem Heil der Menschen zu suchen. Wem dieses Ringen Gottes aufgegangen ist, dem sind Details der Weihnachtsgeschichte nicht sonderlich wichtig, die von den Exegeten als kritisch bezeichnet werden. Wir wissen, wie sehr die Weihnachtsevangelien im Kontext der alttestamentlichen Formulierungen stehen. Wir freuen uns, wenn auch astronomische und historische Untersuchungen uns helfen, den Zeitpunkt der Geburt Jesu



näher zu bestimmen. Dennoch bleibt dem Christen die Zumutung, daran zu glauben, dass Gott Ernst gemacht hat mit seinem Willen, uns Menschen von den Fesseln der Sünde und des Todes zu erlösen.

Auch am Weihnachtsfest feiern wir die Heilige Eucharistie, in der Jesus Christus gegenwärtig wird, um uns zu begegnen und zu stärken. Manchen Menschen reicht in der Weihnachtszeit der Besuch einer Kirche, in der eine schön geschnitzte Krippe zu sehen ist, die ebenso die Menschwerdung Gottes zeigt. Das Gemälde der Hostienmühle fordert jedoch dazu heraus, diese Vergegenwärtigung der Liebe Gottes nicht als rein historisches Ereignis zu betrachten, aus dem viele Traditionen entstanden sind, sondern sich daran von Herzen zu freuen, dass die Gegenwart des Erlösers in der Feier der Eucharistie an jedem Tag und in jeder Stunde in der Welt zu einer neuen Wirklichkeit wird.

Ein gesegnetes Weihnachtsfest und die Freude am neuen Leben durch das Kind von Betlehem wünscht von Herzen

Weihbischof Dr. Reinhard Hauke

80 Jahre seit der Russland- deportation der Deutschen aus Rumänien. Nacherzählen, Erinnern, Gedenken

Das tragischste Ereignis in der Geschichte der Deutschen aus Rumänien geschah im Januar 1945. Es herrschte noch Krieg, und obwohl Rumänien am 23. August 1944 sich von Hitlerdeutschland losgesagt und die Fronten gewechselt hatte, benahmen sich die Russen wie Besatzer. Und sie bestimmten, dass in den von ihnen „befreiten“ Ländern im Südosten Europas die arbeitsfähigen Deutschen zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion deportiert wurden. Die Deportation wurde brutal durchgeführt, Mütter von ihren Kindern weggerissen, Kinder oft ganz allein zurückgelassen. Es spielten sich in allen Ortschaften mit deutscher Bevölkerung herzerreißende Szenen ab. Inzwischen sind 80 Jahre vergangen und es gibt nur noch wenige Zeitzeugen. Umso wichtiger wird es, ihre Geschichten zu erzählen. Von Hannah Arendt stammt die Aussage: „Sofern es überhaupt ein ‚Bewältigen‘ der Vergangenheit gibt, besteht es im Nacherzählen dessen, was sich ereignet hat [...]“¹

Aus unserem Dorf Sânleani/Sentlein bei Arad wurden 103 Personen deportiert. Die Deportation war ein Tabuthema in der Zeit des Kommunismus. Dennoch haben wir, die Nachkriegsgeneration, schon in der Kindheit einiges erfahren, war doch fast jede Familie von der Russlandverschleppung betroffen.

Verschleppt

„Die Russen sind in Prag einmarschiert!“, rief Onkel Hans bereits von der anderen Straßenseite der Gruppe Bauhelfer zu, die sich unter den Akazien zu einer kleinen Pause versammelt hatten. Es war der 21. August 1968, von unserem neuen Haus standen bereits die Wände. Janson Vetter Jakob, der Maurermeister, hatte um viele Helfer gebeten, denn im Herbst sollten wir einziehen. Und sie waren gekommen, die Verwandten und Bekannten, die Nachbarn. Es wurde in drei Sprachen gesprochen, Deutsch, Ungarisch und Rumänisch, das war schon immer so in unserem kleinen Dorf. Man kannte sich, und alle packten an, wenn ein Haus gebaut wurde.

Ich war elf Jahre alt. Zusammen mit meiner Cousine hatten wir die Aufgabe, den Leuten Strudel und

Holundersaft anzubieten. Das Stimmengewirr verstummte. Alle schauten auf Onkel Hans, den Bruder meiner Mutter. Er war einer der ersten im Dorf, der einen Fernseher hatte. „Mit Panzer sind sie einmarschiert“, sagte er, „alle Länder des Warschauer Pakts, außer Rumänien.“ Ich stand neben Nani-Tante, das Glas Holundersaft, das ich ihr reichen wollte, übersah sie. Sie schaute starr nach vorn, auf einmal merkte ich, wie ihre Hand mit dem Stück Mohnstrudel zitterte. In die gespenstische Stille, die seit seinem Kommen herrschte, sagte Onkel Hans: „Ceaușescu hat schon in der Nacht eine Sitzung einberufen, und am Mittag hat er vom Balkon des Zentralkomitees verkündet, dass Rumänien den Einmarsch in die Tschechoslowakei, einem sozialistischen Bruderstaat, scharf verurteilt. Dass jedes Land das Recht auf Souveränität hat und wir keine Oberhoheit dulden, hat er in die Welt geschrien.“ Als der Onkel schwieg, war es die rumänische Nachbarin, welche die Starre löste. „Gott behüte uns vor den Russen!“, sagte sie, und bekreuzigte sich dreimal. Nani-Tante, die jüngste Schwester meines Großvaters, die immer heftiger zitterte, begann fürchterlich zu husten, sie wurde ganz rot im Gesicht. Ich versuchte es noch mal mit meinem Saft, doch sie wehrte ab. Meine Oma kam, schob mich weg und fasste Nani-Tante am Arm. Im Vorbeigehen sagte sie: „Sie war in Russland!“ Ich sah Oma fragend an. „Verschleppt“, sagte sie und führte Nani-Tante weg. Die anderen Leute standen wie versteinert da und schwiegen. Und plötzlich, wie auf ein Kommando, redeten alle. Es fielen Worte wie Lager, Natschalnik, Kälte, Hunger, Bergwerk, Stollen, Kascha, Krautsuppe, Stalino (heute Donezk), Krivoi Rog (heute Krywyj Rih). Es war, als hätte der Einmarsch der Russen in die Tschechoslowakei all die lang verdrängten Erinnerungen wachgerüttelt. Ich verstand nicht alles, aber ich ahnte, was „verschleppt“ bedeutet. Oma kam zurück, setzte sich neben mich ins Gras und sagte mir, sie habe Nani-Tante heimgebracht, ich solle nicht vergessen, ihr am Abend das Essen zu bringen. Ich nickte und hörte gespannt zu, was die Leute von jener fernen, unheimlichen Welt erzählten. Vetter Jakob, der selbst auch deportiert war, setzte mit einem energischen „Leute auf! Wir bauen ein Haus!“ den Gesprächen ein Ende.

Was war nur in Russland geschehen? Warum waren alle so verängstigt? Und Nani-Tante? Ich hatte mir nie Gedanken gemacht, warum sie kaum sprach und oft so fürchterlich hustete.

Am Abend wurde Gulasch gegessen. Es war seltsam still während des Essens. Ich half beim Abräumen, wir

¹ Arendt, Hannah: Rede am 28. September 1959 bei der Entgegennahme des Lessing-Preises der Freien und Hansestadt Hamburg. Mit einem Essay von Ingeborg Nordmann, Hamburg 1999.

schleppten das Geschirr in eine improvisierte Sommerküche im Garten. Auf einmal hörten wir, dass gesungen wurde. Es war eine sehr traurige Melodie. „Sie singen das Stalino-Lied“, sagte meine Mutter. „Die meisten waren dort, fünf lange Jahre, vom Januar 1945 bis Oktober 1949. Schrecklich, schrecklich!“

Stalino-Lied

Tief in Russland, bei Stalino steht ein Lager stets bewacht, drinnen wohnen deutsche Menschen, die man aus dem Banat gebracht.

Und die Herzen dieser Menschen schlagen traurig, ernst und schwer, möchten wieder in die Heimat, sehnen sich nach ihr so sehr.

Denn für sie gibt's nur noch Arbeit, oft im eisig kalten Wind, müssen so viel Leid ertragen, weil sie eben Deutsche sind. Kennen nur noch Müh' und Plagen, niemals eine Herzensfreud', tragen Not und Sorge schweigend, und ihr bitteres, schweres Leid.

Die Gedanken aber eilen nach der Heimat immerdar, wo sie ihre Lieben haben, wo es schön und herrlich war. Wenn sie dann von ihnen sprechen und von jenem großen Glück, ihre Herzen beinah brechen, sehnen sich nach ihm zurück.

Und die Lieben in der Heimat sind nun lange schon allein, Kinder haben keinen Vater und nun auch kein Mütterlein. Wenn die Kinder weinend fragen: Wo sind unsere Eltern hin? Wird man ihnen traurig sagen: Mussten all nach Russland zieh'n.

Es vergehen Tag und Nächte, Monate und manches Jahr, und im fernen, fremden Lande färbt sich grau mein braunes Haar. Sollt' ich hier in Russland sterben, sollt' ich hier begraben sein, grüßt mir noch einmal die Heimat und die Lieben all daheim.

Ich kannte alle sehr gut, die Sänger, es waren ja hauptsächlich unsere Nachbarn, bei denen man ein und aus ging, die man jeden Tag traf, denn in meiner Kindheit war kein Tor und keine Tür im Dorf verschlossen. Gerne hätte ich noch mehr über dieses rätselhafte Russland erfahren, doch nach dem Lied erhoben sich alle und gingen heim.

„Nani-Tante, die Leute haben das Stalino-Lied gesungen“, sagte ich, als ich ihr das Essen brachte. „Wie war es denn in Russland?“ Nani-Tante setzte sich an den Tisch, sie stützte das Gesicht in die Hände, so als müsste sie nachdenken, dann sagte sie ruhig: „Es gibt auch in Russland gute und böse Menschen wie überall.“ Sie blieb so sitzen, machte keine Anstalten, die Speisen, die ich ihr gebracht hatte, auszupacken. Ich fürchtete schon, sie müsse wieder so schlimm husten, aber sie blieb ganz ruhig. „Kalt war es. Dort ist es sehr kalt. Der Hunger tut weh. Und das Heimweh.“ Danach saß sie da und schwieg, ich hatte den Eindruck, sie habe mich vergessen. Schließlich sagte sie: „Geh nur heim, es geht mir

gut.“ „Nani-Tante, kennst du den Text von dem Stalino-Lied?“ Sie nickte kaum merklich und sagte nichts mehr. Ich wollte schon gehen, dann stand sie auf, ging zum Schrank und brachte mir ein Blatt Papier und einen Stift. „Schreib!“ Dann sagte sie mir die Verse vor, sehr langsam und deutlich, so als würde sie jeden Vers auch selbst erst jetzt tief in sich aufnehmen. Als wir fertig waren, sah ich, wie ihr die Tränen über die Wangen liefen. Ich wusste nicht, was ich machen sollte, ich stand da und sagte nur: „So ein trauriges Lied, Nani-Tante, so traurig.“

Nach dem Tag der Nachricht vom Einmarsch der Russen in Prag gab es nie wieder so ein Gespräch über die Deportation. Wir wohnten bereits im neuen Haus, als ich meine Großmutter auf das Thema Russland ansprach. „Die Leute wollen die schlimmen Ereignisse verdrängen“, sagte meine Oma, „auch haben sie Angst darüber zu sprechen. Sie mussten bei der Entlassung aus den Lagern versprechen, nicht über die Geschehnisse ihrer Zeit in Russland zu reden, anderenfalls würde man sie erneut deportieren. Wir Deutschen haben alle für diesen unglückseligen Krieg Hitlers gebüßt, am meisten aber die Russlandverschleppten.“ Meine Oma mütterlicherseits kam aus Sântana/Sanktanna, sie wohnte bei uns, denn mein Großvater kam zwar aus dem Krieg heim, starb aber bereits 1947 an den Folgen des Krieges. Wenn vom Krieg gesprochen wurde, hatte sie oft Tränen in den Augen. „Du willst wissen, was in Russland war? Ich kann dir nur erzählen, was sich in Sanktanna am Bahnhof abgespielt hat, damals im Januar 1945. Meine jüngste Schwester, die Sali, musste auch nach Russland. Mit Listen sind sie im Dorf herumgegangen, haben die jungen, arbeitsfähigen deutschen Leute zusammengetrieben wie Verbrecher. Russen mit Gewehren und rumänische Soldaten, die ihnen helfen mussten. Dann haben sie sie in Viehwaggons gepfercht. Nani, der Sali ihr erstes Kind, war noch keine zwei Jahre alt. Wir standen alle am Bahnhof, die Soldaten ließen uns nicht nahe heran an die Züge. Ich hielt die Nani im Arm. Sie schrie wie am Spieß, Mama, Mama... Und meine Schwester schrie, um den Lärm zu übertönen, immer wieder: ‚Kathi, pass auf mein Kind auf! Pass auf mein Kind auf!‘ Es war noch Krieg. Keiner wusste, ob man sich je wiedersieht.“ Oma wischte sich über die Augen, dann fasste sie sich und sagte in dem energischen Ton, den ich von ihr kannte: „Du erzählst das niemandem in der Schule oder auf der Straße. Hast du verstanden?“ „Ja, ja, Oma“, sagte ich, „ich weiß das doch.“

Obwohl man über die Russlandverschleppung nicht sprechen durfte, drangen immer wieder Einzelheiten über jene schwierige Zeit durch, denn wenn sich zwei oder mehrere trafen, die im gleichen Lager waren, wurde irgendwann über Geschehnisse aus der Zeit der Deportation gesprochen. Und im Sommer, abends, wenn die Leute sich auf den Bänken vor dem Haus versammelten und Volkslieder sangen, wurden auch die Russlandlieder gesungen.

Erst nach dem Fall des Eisernen Vorhangs konnte endlich über die Tabuthemen Flucht, Vertreibung, Deportation gesprochen werden. Durch die Auswanderung der Deutschen aus Rumänien entstanden Heimatbücher, die Heimatortsgemeinschaften der Landsmannschaften brachten Heimathefte heraus, überall gab es Berichte, Zeitzeugenaussagen, Erlebnisberichte zu lesen. Zahlreiche Bücher, Filme und Videoaufzeichnungen berichteten über die Russlanddeportation. Weltweit bekannt wurde die Russlandverschleppung durch den Roman „Atenschaukel“ von Herta Müller, die 2009 den Nobelpreis für Literatur erhielt.

Insgesamt wurden aus fünf Ländern in Südosteuropa (Rumänien, Ungarn, Jugoslawien, Tschechoslowakei und Bulgarien) 130.000 Deutsche verschleppt. Aus Rumänien wurden 75.000 in die sowjetischen Arbeitslager deportiert. Angefangen hat es bereits am 2. und 3. Januar in Sathmar, danach am 10. Januar in Bukarest und Kronstadt und darauf folgend in ganz Siebenbürgen. Im Banat war der Stichtag der 14. Januar.

Am 31. Oktober 1944 hatte General Winogradow, der stellvertretende Vorsitzende der Alliierten Kontrollkommission, der rumänischen Regierung eine Schrift überreicht, die Rumänien aufforderte, Listen mit den arbeitsfähigen Volksdeutschen aufzustellen. Die Listen mit den Deutschen aus Rumänien wurden zwischen November und Dezember erstellt und erfassten die Männer von 17 bis 45 Jahren und die Frauen zwischen 18 und 30 Jahren, Ausnahmen waren Schwangere und Mütter mit Kindern unter einem Jahr. Am 16. Dezember 1944 gab Stalin den Befehl zur Zwangsverschleppung der arbeitsfähigen deutschen Männer und Frauen. Am 19. Dezember 1944 teilte man Rumänien mit, es müsse Vorbereitungsmaßnahmen zur Deportation seiner Volksdeutschen treffen. Die Deportation verlief nach einem festgesetzten Plan, der von sowjetischer Seite vorgegeben war, aber auch die rumänischen Behörden zur Mitarbeit einschloss. Die Ortseingänge wurden von Militär und Polizei abgeriegelt, alle Kommunikationsmittel unterbrochen. Falls Eisenbahnverkehr vorhanden war, wurde auch dieser eingestellt und für die Deportation wurden Viehwaggons bereitgestellt. Die politische Gesinnung spielte überhaupt keine Rolle, auch Kommunisten, Antifaschisten oder Soldaten, die nur in der rumänischen Armee gedient hatten, wurden deportiert. Das einzige Kriterium war ein ethnisches. Die Betroffenen hatten keine andere Schuld als Deutsche zu sein.

Das Buch „Die Deportation in die ehemalige UdSSR der Deutschen aus Rumänien. Russische Archivargumente“ von Ilie Schipor, leider vorerst nur in rumänischer Sprache erhältlich, umfasst eine Studie des Bukarester Militärgeschichtlers, in der die Deportation mit Unterlagen aus den Archiven aus Moskau dokumentiert wird.² Es gibt Listen mit Verstorbenen, so werden zum Beispiel im Buch 488 in der Sowjetunion auf sieben Friedhöfen neben Arbeitslagern begrabene Deportierte namentlich genannt. Im Anhang gibt es übersetzte Dokumente wie auch einige Dokumente als Faksimile. Ilie Schipor war von 2009 bis 2019 Ministerialrat an der Botschaft Rumäniens in Moskau und hat in den wichtigsten Archiven in Moskau geforscht. Die Namenslisten mit den Deportierten deutscher Herkunft aus Rumänien sind in 40 Mappen/Dossiers zusammengefasst und werden im staatlichen russischen Militärarchiv aufbewahrt.

Demütigungen, Hunger, Kälte, Not und Tod.

Erlebnisberichte und Einzelschicksale

Es gibt nur noch wenige Zeitzeugen, die jüngsten Verschleppten von damals sind heute 96 Jahre alt. Ich bin sehr dankbar, dass ich die Gelegenheit hatte, mit einigen Verschleppten über ihre Erlebnisse zu sprechen. Die meisten Berichte bekam ich von meinen Landsleuten in den Jahren der Materialsammlung für das Heimatbuch Sentlein, das schließlich 2013 herausgebracht wurde. So erfuhr ich genau, wie sich die Verschleppung in unserem Ort zugetragen hat und konnte aus den vielen Puzzlestückchen, die ich im Laufe der Jahre erfahren habe, einige Einzelschicksale verfolgen.

Erlebnisberichte erhielt ich von Jakob Janson, den bereits erwähnten Maurermeister, der zusammen mit seinem Vater verschleppt wurde. Peter Janson war das erste Todesopfer der Deportation aus den Reihen der Sentleiner. Das war eine bittere Erfahrung für den erst 17 Jahre alten Jakob.

Das Schicksal der Sentleiner in der Deportation³

„Unsere Heimatgemeinde verließen wir unter militärischer Bewachung. Man brachte uns mit Lastkraftwagen in die Kaserne von Sânnicolau Mic/Kleinsanktnikolaus, wo eine Sammelstelle der für die Deportation vorge-

² Schipor, Ilie: Deportarea în fosta URSS a etnicilor germani din România. Argumente arhivistice ruse [Deportation ethnischer Deutscher aus Rumänien in die ehemalige UdSSR. Argumente aus russischen Archiven], Sibiu 2019.

³ Filip-Six, Eva: Heimatbuch Sentlein im Kreis Arad, Anzing 2013, 60.

sehenen Deutschen aus dem Kreis Arad eingerichtet worden war. [...] Die Viehwaggons standen schon im Neuarader Bahnhof für uns bereit. Es wurden je 50 Personen, Frauen und Männer, in 10 Tonnen Waggons gepfercht. Im Waggon waren acht Bänke zum Sitzen, ein kleiner Blechofen ohne Holz und in der Mitte des Waggons war ein 20 x 20 Zentimeter großes Loch, welches als Toilette dienen sollte. Nachdem alle im Zug waren, wurden die Türen von außen abgeschlossen. [...] In Jassy (Iași) angekommen, wurden die Waggons wieder geöffnet. Hier erschien ein russischer Offizier mit Namenslisten. Nachdem man aufgerufen wurde, musste man mit seinem Gepäck den rumänischen Waggon verlassen und in die bereitstehenden russischen Waggons umsteigen. Der Umstieg vollzog sich unter strenger russischer Bewachung. Am Morgen des 1. Februar 1945 sind wir in Stalino angekommen. [...] Nach einigen Wochen, nachdem man aus dem Kohlschacht, den die Deutschen gesprengt hatten, wieder Kohle fördern konnte, wurden unsere Landsleute zur Schachtarbeit eingeteilt. In kurzer Zeit waren fast alle Sentleiner im Schacht und oben, beim Leeren der Loren tätig. Anfangs wollte keine der Frauen in den Kohlschacht, es wurden bittere Tränen bei der ersten Einfahrt in den Schacht vergossen, später wollten sie lieber unter Tage arbeiten, denn da war es warm und man bekam mehr Brot. [...] Das Essen war sehr schlecht, es gab immer das Gleiche: eine saure Suppe mit sauren Gurken oder Sauerkraut, ab und zu einige Körner. Es folgte dann Sauerkraut mit gesalzenem Fisch. Das Brot war eine klebrige Masse. [...] Ohne Fieber musste man so lange arbeiten, bis man tot umfiel. Die meisten unserer Landsleute starben bis 1947 an Hunger, Unterernährung, Kälte und an den unvorstellbaren Arbeitsbedingungen. Ab Dezember 1947 besserte sich unsere Situation. Das Geld wurde umgetauscht, die Lebensmittelkarten abgeschafft, und was für uns von Vorteil war, wir bekamen jeden Monat unseren Arbeitslohn. Von nun an konnten wir unseren Hunger stillen. Wenn wir mit dem Kantinensessen nicht zufrieden waren oder es zu wenig war, konnten wir uns im Basar Essen kaufen. [...] Am 1. Oktober 1949 kam der Tag, auf den wir so lange gewartet hatten. Wir mussten wie jeden Abend zum Appell antreten. Der Offizier sagte uns, dass wir ab morgen nicht mehr zur Arbeit müssen. Diesen Augenblick kann man nicht beschreiben. Wir waren glücklich und froh, zum ersten Mal nach fünf Jahren. [...] Die letzte Strecke unserer Heimreise, von Baia Mare über Satu Mare nach Arad, legten wir nicht mehr in Viehwaggons zurück, sondern in Personenzügen. Das war ein herrliches Gefühl! Erst als wir den Kirchturm unserer Nachbargemeinde Baumgarten vom Zug aus erblickten, danach unsere Gemeinde, ist nach fünf Jahren Hunger, Kälte und harter Arbeit, das für uns Unglaub-

liche wahr geworden. Jetzt waren wir daheim. Bei der Ankunft in Arad war die Überraschung groß, denn unsere Lieben erwarteten uns am Bahnhof. Hier kamen die ersten Freudentränen. Wir alle, die dieses Schicksal erlitten haben, hoffen, dass sich dieses schreckliche Unheil nie wiederholt.“ (Auszüge aus dem Erlebnisbericht von Jakob Janson)

Von den 103 Personen, die aus Sentlein nach Russland deportiert wurden, verstarben elf in der Deportation. Der folgende Bericht wurde ebenfalls von Jakob Janson verfasst.

Ein tragisches Schicksal in Stalino⁴

„Nach unserer Ankunft und nochmaliger Entlassung in Stalino wurden wir alle zu einer Arbeit eingeteilt. Grof Vetter Franz, der einer der ältesten von unseren Sentleibern war, hatte das Glück, als Nachwächter und Wärter bei den Pferden eingeteilt zu werden. Als Landwirt war das für ihn eine ideale Beschäftigung, dazu bot sich dadurch für ihn eine gute Überlebenschance. Hier hatte er die Möglichkeit, die elende Kost, die aus Krautbrühe, Gurkenbrühe, Hirse und anderen kalorienarmen Speisen bestand, vom Futter der Pferde zu ergänzen. Aber wie das Schicksal so will, es kam anders.

Vetter Grof bekam von seinem Sohn, dem Franz, als dieser im Sommer 1944 auf Urlaub von der deutschen Armee zu Hause war, als Geschenk eine Taschenuhr, die er dann auch nach Russland mitnahm. Nach der Urlaubszeit musste sein Sohn zurück an die Ostfront, nach zwei Monaten kam die traurige Nachricht, dass der Sohn im Kampf für Führer, Volk und Vaterland bei Königsberg gefallen war. Nach dieser Nachricht war die Uhr für Vetter Grof ein Geschenk für die Ewigkeit.

In Russland war es zur damaligen Zeit etwas Besonderes, wenn man eine Uhr besaß. Wir haben es ja erlebt beim Einmarsch der Sowjetarmee in unser Dorf, als fast alle Russen ihr ‚Dawai ceas!‘ sagten, und Uhren wollten. [...] Während er seiner Arbeit nachging, schaute Vetter Grof öfter auf die Uhr. Das wurde von einigen Russen beobachtet. Eines Tages kamen unbekannte Russen auf ihn zu und forderten ihn auf, die Uhr zu verkaufen. Da diese Uhr aber für ihn das Wertvollste, das Geschenk seines Sohnes war, weigerte sich Vetter Grof, sie zu verkaufen. Einige Tage später geschah etwas Grauens. Vetter Grof wurde am Morgen in seinem Stall erschlagen, halb tot aufgefunden. Der Rettungsdienst brachte ihn mit zertrümmertem Kopf ins Krankenhaus, jede Hilfe kam zu spät. Er war noch zwei Tage am Leben, das Bewusstsein hat er nicht mehr erlangt. Von der Uhr und den Tätern fehlte jede Spur. Ob man versuchte, die Täter

⁴ Ebd., 64.

zu ermitteln, bleibt dahingestellt, denn bei den russischen Behörden war ein deutscher Zwangsarbeiter sowieso nur eine Nummer.

Am nächsten Morgen wurde Vetter Grof in ein weißes Leinentuch eingehüllt auf dem von den Russen für die deutschen Zwangsarbeiter vorgesehenen Friedhof beerdigt. Auf dem Grab war kein einziges Kennzeichen, dass hier ein Mensch begraben liegt, nur ein kleiner Erdhügel blieb zurück, der wahrscheinlich heute vom russischen Steppenwind verweht ist.“

Das Bild der ehemaligen Russlanddeportierten, die sich spontan an unserem Tisch vor der Baustelle unseres neuen Hauses zu einem Chor zusammengefunden hatten, bleibt mir immer gegenwärtig wie ein Gemälde, das ich mit großer Ehrfurcht ins Gedächtnis rufe.

Familie Mayer wohnte im Haus neben der Familie Janson. Anna Mayer, geborene Kühn, wurde auch zusammen mit ihrem Vater, Jakob Kühn, deportiert. Er gehörte zu den ältesten, sie war 18 Jahre alt. In Stalino teilten die Russen die Leute willkürlich auf Lager auf, ohne Rücksicht auf Verwandtschaften und Zugehörigkeit. Anna wurde so von den anderen Sentleibern getrennt, sie allein kam in ein anderes Lager. Dort hätte sie in einer Kolchose arbeiten können, aber sie litt so sehr unter dem Alleinsein in der Fremde, dass sie eines Tages fortlief, obwohl sie wusste, was auf Flucht stand. Sie flüchtete aber nur in das nächste Lager, wo sie ihre Landsleute wusste. Es war nur den Russischkenntnissen des Vaters, die er im Ersten Weltkrieg erworben hatte, zu verdanken, dass sie nicht in ein Straflager kam und bleiben durfte. Doch der Vater wurde krank und gelangte 1947 mit einem Krankentransport nach Deutschland, Wiesau in Bayern. Wie viele Rumäniendeutsche versuchte auch er nach Hause, ins Banat zu kommen. Er kam nach Österreich, nach Gänserndorf bei Wien. Hier erfuhr er, dass man Heimkehrer an der rumänischen Grenze nicht durchließ. Nach einem missglückten Fluchtversuch beschloss er, als es schließlich 1956 möglich wurde, nicht mehr nach Rumänien zu kommen. Seine Frau war bereits 1947 verstorben, die Kinder erwachsen. Sie besuchten ihn mit den Enkeln in den 1960er Jahren. Familie Mayer wanderte bereits 1972 nach Österreich, später nach Deutschland aus. Anna Mayer verstarb 2013 im Alter von 86 Jahren in Nürnberg.

Im nächsten Haus wohnte Familie Keller. Auf der Liste der Russen war auch Therese Keller. Ihr Ehemann Sebastian war erst an Weihnachten von der Westfront aus der rumänischen Armee entlassen worden. Sie hatten eine kleine Tochter von etwa sieben Jahren. Sebastian Keller bat die Russen, sie mögen doch seine Frau daheim lassen bei dem Kind, er geht an ihrer Stelle mit. Er bekam eine zynische Antwort. Sie nehmen ihn mit, aber die Frau steht nun mal auf der Liste und muss auch mit. So kam es, dass beide Eltern verschleppt wurden, und

das kleine Mädchen bei der alten Oma blieb. 1948 gelangte Therese Keller als Schwangere mit einem Krankentransport nach Wiesau, wo Sohn Manfred zur Welt kam. Welche Überraschung, als sie hier ihren Nachbarn, den Kühn Vetter Jakob traf. Er half ihr und einer weiteren Banaterin mit Kind, wo er nur konnte, und begleitete die beiden Frauen auch auf dem Weg nach Österreich. Zusammen wollten sie bei Nacht und Nebel über die rumänische Grenze flüchten, aber Jakob Kühn stürzte und konnte nicht mehr weiter. Therese Keller kam erst 1955 mit ihrem Sohn nach Hause. Sebastian Keller kehrte 1949 mit den anderen Landsleuten aus Russland heim ins Banat. Familie Keller lebte nach der Auswanderung in den 1980er Jahren in Frankental.

Nani-Tante (Anna Six) war krank aus Russland zurückgekommen. Was ihr alles dort widerfahren ist, konnte ich nie ermitteln. Sie lebte allein und sehr zurückgezogen. Als alle ihre Verwandten schließlich Rumänien verließen und auswanderten, weigerte sie sich mitzugehen. Sie wollte keinen Neuanfang mehr. Sie hatte sich mit einer rumänischen Familie befreundet, die sie bis zu ihrem Tod betreute, und fand ihre letzte Ruhestätte auf dem Sentleiner Friedhof.



Sentleiner Russlanddeportierte in Stalino, Lager 1054
V.l.n.r.: **Hinterer Reihe:** Anna Holtzer (geb. Mayer), Rosalia Baumstark, Anna Müller (geb. Wirth), Elisabeth Attes (geb. Otroschina), Peter Palzer, Josef Six, Juliana Six. **Mittlere Reihe:** Anna Wirth (geb. Müller), Eva Mackert (geb. Sikler), Jakob Janson, Anna Kaiser (geb. Jerger), Eva Palzer (geb. Gutjahr). **Vordere Reihe:** Elisabeth Tillich (geb. Schlechter), Rosalia Weiglein (geb. Janson), Sofia Wischler (geb. Weiglein), Anna Mayer (geb. Kühn), Magdalena Walitschek (geb. Schaudenecker), Anna Six.

Später, ich war bereits Deutschlehrerin in Lugoj/Lugosch, lernte ich Frau Mathilda Jica, geborene Ehlinger, die Mutter einer Kollegin kennen. Irgendwann fiel das Stichwort Russlanddeportation. Auch Frau Jica war sehr zurückhaltend, sie erzählte nur, dass sie in der Kohlengrube arbeitete und dass sie einen schlimmen Unfall hatte, ihr Fuß geriet einmal zwischen zwei Loren. Dann sagte sie einen Satz, der ähnlich klang, wie der von Nani-Tante, nämlich, dass es sehr böse, aber auch gute Menschen in Russland gab. Ich habe mich sehr gefreut, sie nach vielen Jahren in einem 2015 aufgenommenen

Video mit einem Erlebnisbericht wiederzusehen, in welchem sie ihre Deportation schilderte, die lange Fahrt im Viehwaggon, Kälte, Hunger, die schwere Arbeit in der Kohlengrube. Sie erzählte von den drei Lagern, die sie durchlaufen hat, Kapitalnia, Tschistjakowa und Romanka. „Für mich, abgesehen von der Arbeit, war das Schlimmste die Demütigung“, sagt Mathilda Jica. Am Anfang wurden die Zwangsarbeiter von der einheimischen Bevölkerung bespuckt und als Faschisten beschimpft. Weil man der russischen Sprache nicht mächtig war, konnte man sich nicht rechtfertigen. Mathilda Jica verlangte von einem Pfarrer in der Kirche des Ortes das russische Alphabet, eine Bekannte hatte ein Wörterbuch und Stifte. Schreiben war strikt verboten. Sie wurden verraten und bestraft. Tschistjakowa war ein Straflager. In einem weiteren Bericht, veröffentlicht im Buch „Der weite Weg ins Ungewisse. Die Deportation der Deutschen aus Rumänien in die Sowjetunion“,⁵ schildert Mathilda Jica, wie eine Gruppe von 16 Zwangsarbeitern auf dem Weg zur Kohlengrube eingeschneit wurde: „Es war März, ich hatte Nachtschicht. Man brachte uns in die Mine. Auf dem Weg dahin brach plötzlich ein sehr großer Sturm aus und die Wachleute sind ins Lager gelaufen, um Hilfe zu holen. Sie haben uns im Schnee alleingelassen. Wir haben uns wie eine Kette aneinandergehalten. Von 16 Personen sind drei gestorben, jene, die sich nicht an den Händen gehalten haben. Der Schnee hat sie begraben. Die Wache, die uns zur Mine hätte bringen müssen, ging zurück ins Lager, um Hilfe zu holen und ist mit circa acht Personen zurückgekehrt. Aber die drei waren bereits erfroren. Wir haben gebetet. Solange wir sprechen konnten, haben wir gesagt: Betet und haltet euch an den Händen fest, lasst nicht los.“⁶

Im Video von 2015 berichtet Mathilda Jica ein Ereignis von Weihnachten 1947, das ihr besonders im Gedächtnis geblieben ist. Sie erzählt auch noch nach so vielen Jahren mit zitternder Stimme. Sie war krank, schon sehr schwach und bereits auf einem LKW für einen Krankentransport. Ein NKWD-Offizier kam mit einer anderen Deportierten heran, zeigte auf sie, und sie musste ihren Platz der anderen Frau überlassen. Warum das geschah, hat sie nie erfahren. Sehr berührend ist auch ihre unter Tränen geschilderte Ankunft in Sighet, auf rumänischem Boden: „Es war ein Nachmittag im Oktober. Es war Sonnenuntergang. Links war ein Tal [...] ein wunderschöner Kirchturm. Die Glocken haben geläutet und ich hab die Erde geküsst. [...] Als ich zuhause war, ich war sehr froh

und glücklich, aber es war nicht mehr mein Land. Es war ein fremdes Land.“

Adam Zirk, 1925 in Nițhidorf/Nitzkydorf geboren, später Lehrer in Buziaș/Busiasch in der Nähe der Stadt Lugosch, ereilte ein ganz schweres Schicksal in der Deportation. Er war ursprünglich in den Donbass in das Lager Kapitalnia verschleppt worden. Die Holzschuhe mit Tuch, die man den Zwangsarbeitern gab, waren bald zerrissen, die Gefahr der erfrorenen Füße groß. Eines Tages fand Adam Zirk im Schacht aufgerollte Gummischläuche, die anscheinend als Reste ungebraucht herumlagen, und kam auf die Idee, sich daraus Schuhe zu basteln. Das flog auf und er wurde, um ein Exempel zu statuieren, in einem Scheinprozess verurteilt und in ein Straflager nach Sibirien geschickt, von wo er erst im März 1951 in seinen Heimatort Busiasch zurückkehrte. Adam Zirk, der ein Buch mit dem Titel „Eine Jugend im Gulag. Von der Deportation in die Strafgefängenschaft“ geschrieben hat,⁷ war nach seiner Übersiedlung 1983 nach Biberach an der Riß viele Jahre ehrenamtlich in den donauschwäbischen Landsmannschaften und im Bund der Vertriebenen tätig. Er hat auch viele Artikel in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht, im dauernden Bestreben, die Erinnerung zu bewahren im Sinne der Bekanntmachung von Unrecht, das sich nicht wiederholen soll. Im Vorwort des Buches schreibt Zirk: „Das Erzählbedürfnis lag mir in all den Jahren auf der Seele. [...] Meine Erinnerungen sind mir im Gedächtnis so tief verankert, als hätte ich sie erst unlängst erlebt.“

Zirk war sich bewusst, dass man nur durch Nacherzählen des Geschehenen etwas bewirken kann. In einem Bericht in der „Banater Post“ vom Januar 2015 schrieb er: „Erinnerungen gehören auch in die Köpfe und Denkweise der jüngeren Generation, denn sie hat das Recht zu erfahren, was ihre Vorfahren erleiden mussten, bloß weil sie Deutsche waren und Rechnungen begleichen mussten, die nicht auf ihr Konto gehen.“⁸

Was allen Erlebnisberichten, die ich lesen konnte, gemeinsam ist: Kein einziger der Verschleppten sinnt auf Rache, jede und jeder, auch jene, mit denen ich sprechen konnte, wünschten sich Versöhnung und dass solche Barbareien wie Krieg, Vertreibung und Verschleppung nie wieder geschehen. Im gleichen Artikel schreibt Zirk: „Rückblickend verspüre ich persönlich weder Hass noch Rache, auch wenn es bitter war.“

⁵ Betea, Lavinia/Diac, Cristina/Mihai, Florin-Răzvan/Țiu, Ilarion: Lungul drum spre nicăieri. Germanii din România deportați în URSS [Der lange Weg ins Nirgendwo. In die UdSSR deportierte Deutsche aus Rumänien], Târgoviște 2012. Übersetzung ins Deutsche durch Mitglieder der HOG Billed: Der weite Weg ins Ungewisse. Die Deportation der Deutschen aus Rumänien in die Sowjetunion, München 2015.

⁶ Ebd., 121.

⁷ Zirk, Adam: Eine Jugend im Gulag. Von der Deportation in die Strafgefängenschaft. Erlebnisbericht, hg. v. Gerd Meissner, Berlin 2022.

⁸ Zirk, Adam: 70 Jahre danach. Versöhnung durch Erinnerung, in: Banater Post von Januar 2015.

Adam Zirk ist am 23. Februar 2023 in Biberach verstorben. Er wurde 98 Jahre alt.

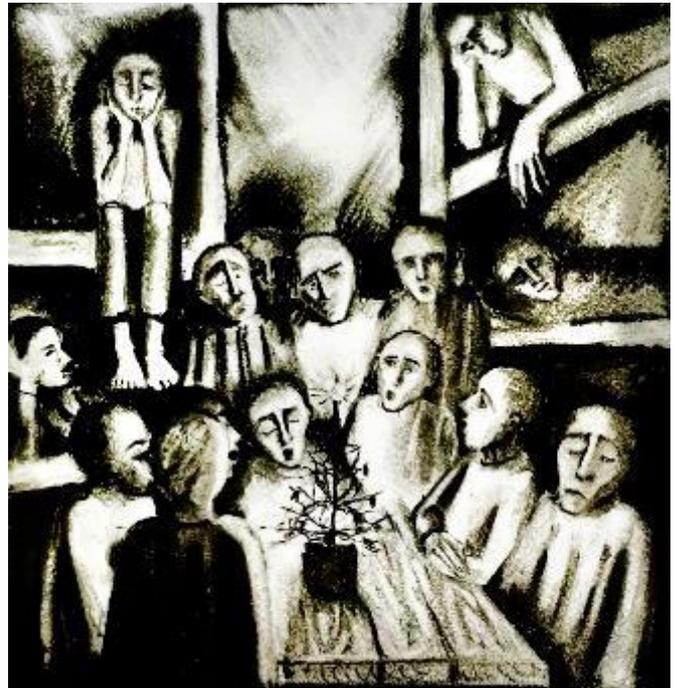
*Der Herr ist allen nahe,
die verzweifelt sind*

aus Psalm 34,19

„Ohne den festen Glauben an Gott und ohne Gebete hätten wir nicht überlebt“, sagte mir Anna Mayer in einem Gespräch. Diese Aussage wiederholt sich in vielen Varianten in fast allen Erlebnisberichten. So sagte Mathilda Jica im aufgezeichneten Video von 2015: „In meinem Herzen habe ich immer trotzdem gehofft. Ich bin sehr gläubig, hab viel gebetet und das hat mich gerettet in sehr schweren Stunden. Das gibt einem Kraft, wenn du an etwas glaubst, so intensiv.“

In dem bereits erwähnten Artikel von 2015 schrieb Adam Zirk: „Möglicherweise war es einerseits das Schicksal, das mir in höchster Not einige Male die rettende Hand reichte, andererseits habe ich mich meinem täglichen Gebet ergeben.“

Im Buch „Der weite Weg ins Ungewisse“ schrieb Ignatz Bernhard Fischer, der Vorsitzende des Vereins der ehemaligen Russlanddeportierten, in seinem Erlebnisbericht, wie er es schaffte, an Ostern einen Gottesdienst im Lager zu organisieren. „Ich weiß nicht wie, aber der höchste russische Wachkommandant hat mich gehört. Er hat mich zu sich gerufen. Eine Frau hat übersetzt. Nachdem ich mein Anliegen vorgetragen hatte, sagte er: ‚Macht euren Gottesdienst, aber betet dafür, dass wir den Krieg gewinnen.‘ ‚Wir werden für einen gerechten Frieden beten!‘, habe ich entgegnet. ‚Harascho!‘, hat er dazu gemeint. [...] Wenn es dir gelungen ist, dort zu überleben, habe ich mir gesagt, dann kannst du alles machen. Und der Glaube an Gott gibt dir seelische Kraft. Abends las ich je 10-15 Minuten aus dem Neuen Testament. In circa zwei Monaten hatte ich es ausgelesen. In fünf Jahren habe ich es circa dreißigmal gelesen. Das hat mir das Leben aus vielen Gesichtspunkten leichter gemacht. [...] Damit solches Elend nicht noch einmal passiert, müssen die Menschen in erster Linie an Gott glauben. Wenn der Mensch diesen Glauben nicht hat, erschafft er sich andere Götter – Geld, Macht ... Und diese Götter stufen ihn herab. Und wenn alle herabgestuft sind, kommt die Diktatur. Aber die Gerechtigkeit, die Würde und die Freiheit müssen die Grundlage des Lebens sein. [...] Es gibt Dinge, die von dir abhängen und es gibt Dinge, die dir passieren, weil du von anderen abhängig bist. Aber das Schicksal des Menschen liegt in Gottes Hand.“⁹



Walter Andreas Kirchner – Weihnachten im russischen Lager –
Gravur

*Nicht im Vergessen, sondern im Sich-Erinnern besteht
das Geheimnis der Erlösung*

Israel ben Elieser (um 1700-1760)

Gedenkfeiern und Denkmäler

Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs wurde sowohl in Rumänien als auch in Deutschland, wohin die Deutschen aus Rumänien bereits zu Tausenden ausgewandert waren, viel Aufarbeitung der Gräueltaten der kommunistischen Diktatur geleistet. Bereits am 23. Februar 1990 wurde in Temeswar der Verein der ehemaligen Russlanddeportierten gegründet, dessen Vorsitzender seit Juni 1990 Ignatz Bernhard Fischer ist. Der Verein zusammen mit dem Demokratischen Forum der Deutschen in Rumänien haben sich für die moralische und finanzielle Entschädigung der ehemaligen Deportierten sowie auch deren Kinder eingesetzt. Ignatz Bernhard Fischer konnte ich 2023 bei der feierlichen Eröffnung der Heimattage der Banater Schwaben in der Temeswarer Oper, obwohl sehr betagt, als einen energischen Redner erleben, der den jüngeren Generationen mit auf den Weg gegeben hat, nie aufzugeben im Kampf für Freiheit und zur Heimat zu stehen.

1995 hatten die Landsmannschaften der Banater Schwaben und der Siebenbürger Sachsen zusammen mit weiteren Landsmannschaften aus Südosteuropa zum ersten Mal eine große öffentliche Gedenkveranstaltung in

⁹ Der weite Weg ins Ungewisse, 61f.

München organisiert, zu der Tausende ehemalige Deportierte und viele Angehörige gekommen waren. Es gab einen Festvortrag, eine Podiumsdiskussion im Alten Rathaus, einen ökumenischen Gottesdienst im Liebfrauentempel, einen Lichterzug, Kranzniederlegung am Denkmal im Hofgarten und eine dokumentarische und künstlerische Ausstellung, die von mehr als 10.000 Besuchern gesehen wurde. Jedes Jahr im Januar finden in vielen Ortschaften in Rumänien und Deutschland Gedenkfeiern für die ehemaligen Russlanddeportierten statt. Denkmäler wurden errichtet. In Temeswar, vor dem Adam Müller-Guttenbrunn-Haus steht, ein Denkmal für die Opfer der Deportation, das am 8. März 2015 feierlich enthüllt wurde.



Denkmal für die Russlanddeportierten in Temeswar 2015

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide.

Johann Wolfgang Goethe – Marienbader Elegie

Bereits in der Deportation entstanden Lieder, Gedichte und später, nach der Heimkehr, wurden sie zu Papier gebracht, auch entstanden viele Zeichnungen aus dem Gedächtnis. Beim Betrachten vieler Skizzen, Zeichnungen und Gemälde zur Russlandverschleppung musste ich an Goethes Verse denken, die zwar in einem ganz anderen Kontext geschrieben wurden, aber der Kunst das Privileg zusagen, auch dort noch sprechen zu können, wo der Mensch in seiner Qual verstummt. Ich hatte plötzlich das Bild von Nani-Tante vor mir, die nichts erzählen konnte, aber jeden Vers des Stalino-Liedes rezitierte. Nach und nach wurden Texte und Bilder von Betroffenen publiziert, Künstler wie Stefan Jäger, Franz Ferch, Juliane Rausch, Julius und Viktor Stürmer haben die Russlanddeportation in Bildern festgehalten. Der Banater Künstler Walter Andreas Kirchner, Bildhauer, Grafiker und Maler hat zum Thema Flucht, Vertreibung und Deportation Monumentalwerke geschaffen. Seine Mutter flüchtete 1943 mit ihren zwei kleinen Kindern nach Österreich, wo sich ihr Mann befand. Drei Tage nach der Rückkehr ins Banat im Sommer 1945 wurden die Eltern verhaftet. Die Kinder blieben allein zurück. Kirchner war damals 5 Jahre alt. Er hat das Trauma in die Gesichter seiner Figuren geschnitzt, gemeißelt und gemalt.



Walter Andreas Kirchner – „Nischbach und die schlimmen Jahre“
– Holzrelief (500 x 260 cm)

Im Seniorenzentrum der Banater Schwaben in Ingolstadt, im Nischbachhaus, befindet sich das 1999 fertiggestellte mehrteilige Holzrelief „Nischbach und die schlimmen Jahre“. Der Domherr in Temeswar, Prälat Josef Nischbach, hat zusammen mit Bischof Augustin Pacha und der Priorin Hildegardis Wulff noch 1945 das Kinderhilfswerk und das Heimkehrerhilfswerk ins Leben gerufen. Beeindruckend und an Dramatik kaum zu überbieten ist das Relief „Deportation“, in dem ein kleines Kind verzweifelt die Eltern festhalten will, aber es bleibt nackt und schutzlos zurück. Nach Aussage des

Künstlers hat er damit das Schicksal des Nachbarjungen und späteren Spielkameraden ins Holz geschnitzt. Das zweite Relief trägt den Titel „Einschulung“. Damit dies in schweren Zeiten geschehen konnte, dafür setzte sich Prälat Josef Nischbach ein. Im zentralen Relief sieht man ihn umringt von seinen Schülern. Er hält in einer Hand das Gebetsbuch, in der anderen ein Brot. Die Verehrung, die ihm bis heute von den Banater Schwaben zuteilwird, sagt aus, was diese Hilfe und Fürsorge in jenen Zeiten den Menschen bedeutete. Die nächste Holztafel, die den Titel „Almosen“ trägt, spricht Klartext über die Zustände jener Zeit. Im Holzrelief „Glaubensgemeinschaft“, das die Daheimgebliebenen darstellt, kann man die Trauer in den Gesichtern sehen, aber auch die Kraft, die ihnen der Glaube gibt.



Walter Andreas Kirchner – „Das Tor zur Freiheit“
Marmor – (260x180x250 cm) – Landshut

In Landshut steht die Monumentalplastik „Tor zur Freiheit“ aus grauem Marmor, die Kirchner 2001 fertiggestellt hat. Die Plastik besteht aus zwei sich öffnenden Toren, aus denen eine Frau mit ihrem Kind flüchtet. Es sind Tore, die zwei schlimme Ereignisse in der Geschichte der Banater Schwaben wiedergeben. Die Russlanddeportation auf dem ersten Tor zeigt den traurigen Zug von erschöpften Deportierten, die aus einem von Stacheldraht umgebenen Lager unter Bewachung zur Zwangsarbeit in ein Bergwerk getrieben werden. Auf der Rückseite der Tafel sind alle Ortschaften der

Russland-Verschleppung in Stein gemeißelt. Das zweite Tor widmet sich der Bărăgan-Verschleppung. Hier sind die Verbannungsorte und der Text der Charta der Vertriebenen auf der Rückseite eingemeißelt.



Walter Andreas Kirchner – „Schicksalswege“
Carrara-Marmor – (400x300x340 cm) – Salzburg

Ein drittes Monumentalwerk mit dem Titel „Schicksalswege“ steht seit 2016 auf dem Kommunalfriedhof in Salzburg. Es ist ein vierteiliges Denkmal aus weißem Marmor und Granit. In der Mitte ist eine Säule, die sich nach oben verzweigt in den Weg der Vertriebenen und jenen der Deportierten. Im unteren Bereich sind die weinenden Zurückbleibenden dargestellt. Das Sockelrelief wiedergibt eine Mutter, die ihre Kinder schützend an sich drückt. Die Marmortafel rechts enthält eine Widmung für alle Donauschwaben, die durch Krieg, Flucht, Vertreibung und Deportation umgekommen sind. Links erhebt sich eine Flammensäule, Zeichen von Verwüstung und Licht der Hoffnung zugleich. Im Vordergrund liegt ein Sterbender ohne kennzeichnende Kleidung einer Zugehörigkeit, einfach nur ein Mensch, der die Hand mit letzter Kraft zum Himmel emporhebt, Symbol für das universale menschliche Leid und die Hoffnung auf Erlösung durch Gott.

Und wieder ist Krieg in der Welt. Man möchte den Verantwortlichen für das sinnlose Sterben zurufen, die Menschheit möge endlich aus der Geschichte lernen. „Historia magistra vitae.“¹⁰

Eva Filip

¹⁰ „Die Geschichte, die Lehrerin des Lebens.“ Aus Cicero, De oratore, II, 36.

Bad Niedernau – Ein Ort des Gedenkens. Erstmalige Teilnahme einer ungarischen Schülergruppe an „Sprache und Kultur intensiv“

Mit der Unterstützung des St. Gerhards-Werks Stuttgart nahm vom 23. bis 28. April eine Schülergruppe aus Ungarn zum ersten Mal an dem Projekt „Sprache und Kultur intensiv“ in Deutschland teil. Die Schüler und die Pädagogen aus Budapest freuten sich auf das Programm zum Thema „deutsche Sprache bzw. deutsche, ungarndeutsche Kultur und Geschichte“. Prof. Dr. Rainer Bendel, Geschäftsführer des St. Gerhards-Werkes, hat die Gruppe über die gesamte Dauer ihres Aufenthalts in Baden-Württemberg begleitet.



Die Gruppe in der Agora des Europaparlaments



Führung im Donauschwäbischen Zentralmuseum Ulm



Beim Gespräch in Bretzfeld

Die Reise umfasste Ausflüge und Wanderungen zur Erkundung von historisch und kulturell bedeutsamen Orten. Die Schüler hatten dadurch die Gelegenheit zu sehen, von wo aus unsere deutschen Ahnen im 18. Jahrhundert aufgebrochen sind, um während der habsburgischen Herrschaft das Königreich Ungarn zu besiedeln. Auf dem Reiseplan standen Konstanz (Stadtrundgang mit Führung, auch zur Geschichte des Konzils von Konstanz), Straßburg in Frankreich (Besuch des Europaparlaments, Stadtrundgang), Bretzfeld (Besuch des Budaörser Heimatmuseums, Gespräch mit Zeitzeugen), Stuttgart (Besuch im Mercedes-Benz-Museum) und Ulm (Besuch des Donauschwäbischen Zentralmuseums, Stadtrundgang mit Führung). In Bretzfeld hatten die Schüler auch Gelegenheit, Berichte von Zeitzeugen zu hören und mit ihnen – mit den vertriebenen Wuderscher Landsleuten, mit Rosa Lustig (geb. Winkler), Andreas Ritter, Elisabeth Deininger (geb. Winkler), Theresia Deigner (geb. Kaiser, Witwe von Leopold Deigner, Kammacherfamilie), Jakob Posch – ins Gespräch zu kommen. Das Podiumsgespräch wurde von Theresia Mann, Vorsitzende des Budaörser Heimatvereins, moderiert.

Die Gruppe war während ihres Aufenthaltes in Bad Niedernau untergebracht, in den ehemaligen Zimmern der Armen Schulschwestern aus Filipowa (heute Bački Gračac). Die Gebäude in Bad Niedernau waren früher ein Kurhotel, schließlich übernahmen es Nonnen. Sie waren Vertriebene, kamen aus Jugoslawien und Ungarn und arbeiteten vor allem als Lehrerinnen. Heute sind die Nonnen nicht mehr unter uns und ein Teil des Kurhotels ist Unterkunft für Flüchtlinge aus der Ukraine.

Bad Niedernau bleibt dennoch ein Ort des donauschwäbischen Gedenkens. Denn in der Zeit großer Not während des Zweiten Weltkriegs, in den Vernichtungslagern auf dem Gebiet des ehemaligen Jugoslawiens und anderen Orten des Leidens, auf der Flucht und während der Vertreibung war das Gebet der einzige Trost der Vertriebenen. Im Jahre 1946, als man das Leid auf seinem

Höhepunkt glaubte, haben die Gläubigen, versammelt um P. Wendelin Gruber SJ, in der Pfarrkirche von Gakovo/ Gakowa, Jugoslawien, ein Gelöbnis abgelegt: „Wenn wir überleben, wollen wir wallfahren, und wenn wir wieder zu Hab und Gut kommen, wollen wir aus Dankbarkeit eine Kapelle bauen.“ Nach Jahren der Heimsuche erinnerte die Gruppe der Armen Schulschwester von Unserer Lieben Frau in Bad Niedernau ihre Landsleute an das Gelöbnis vom 24. März 1946 und rief zur Verwirklichung des Versprechens auf. In Bad Niedernau wurde eine Kapelle gebaut. Diese ist ein Erinnerungsort an die Heimat, aus der die Nonnen vertrieben wurden. Die Aufgaben der ehemaligen Nonnen – lernen, heilen, erinnern – möchte das St. Gerhards-Werk Stuttgart auch durch das Projekt „Sprache und Kultur intensiv“ fortsetzen. Für viele aus der Teilnehmergruppe war diese Reise eine einzigartige und einmalige Erfahrung, die mit Sicherheit ihre Sichtweise verändert und für ihre kulturelle und sprachliche Bereicherung gesorgt hat. Für seinen Einsatz und für die wertvollen Gespräche danke ich Prof. Dr. Rainer Bendel, für die organisatorische Arbeit danke ich Lehrerin Rita Horváth herzlich.

Kathi Gajdos-Frank

Erfahrungsaustausch in der Landwirtschaft

Als Antwort auf die Einladung des St. Gerhards-Werks Stuttgart hat in der Zeitspanne von 12. bis 18. Juni 2024 eine Delegation aus Sântana/Sanktanna im Banat – bestehend aus acht rumänischen Landwirten, geleitet vom Bürgermeister Ing. Daniel-Sorin Tomuța – an einem Erfahrungsaustausch in Schwaben zwecks zukünftiger Zusammenarbeit und gegenseitiger Unterstützung teilgenommen.

Prof. Dr. Dr. Rainer Bendel, Geschäftsführer des St. Gerhards-Werks, begleitete die Delegation zunächst nach Straßburg in Frankreich, um europäische Einrichtungen wie das Europaparlament zu besuchen, wobei die europäische Problematik im neuen politischen Kontext nach den Europawahlen besprochen wurde.

Herr Prielipp, Bürgermeister von Epfendorf im Landkreis Rottweil, empfing schließlich die Delegation und bot den Gästen eine ausführliche Präsentation der Rottweiler Gegend. Sie erhielten einen Einblick in die Vielfalt des landwirtschaftlichen Raumes, von der Schwarzwälder Forstwirtschaft über die Weinberggegend bis zur Weidelandchaft und dem Gemüseanbau am Bodensee. Überwiegend kleine und mittlere landwirtschaftliche Betriebe betreiben in dieser Gegend einen vielfältigen und modernen Anbau auf einer Fläche von 100 bis 150 Hektar. Vereint sind sie in Bauernvereinen, die ihre Interessen bei den Dienstleistern und den Produktions-

ketten vertreten; zudem können dadurch europäische Fördermittel leichter beantragt werden.

Ein Beispiel für einen vielseitigen Bauernhof ist der Biohof Sauter. Johannes Sauter ist Vorsitzender des Verbands Katholisches Landvolk und betreibt einen Viehwirtschaftsbereich mit über 50 Rindern, Getreidekulturen (Grasgetreide, Linsen), einen Gastronomiebereich, eine Hackschnitzelanlage, die einen Großteil der Gemeinde Epfendorf mit Warmwasser und Wärme versorgt, einen Photovoltaikpark mit beidseitigen vertikalen Solarpaneelen von mehr als 11 Hektar (angelegt in Richtung Nord-Süd, in Reihen von 9 Metern Abstand, zwischen den Flächen kann kultiviert werden). All dies ist dank der Organisation von Landwirten in Verbänden möglich, die eine optimale Projektfinanzierung mittels europäischer Fördermittel, die Erfüllung von Qualitätsstandards für subventionierte Bio-Kulturen sowie die Lagerung und den Verkauf der Produktion zu guten Preisen ermöglichen.

Rottweil, die älteste Stadt Baden-Württembergs, verfügt außerdem über einen „TK Elevator Testturm“, der auf 232 Metern Höhe die höchste Aussichtsplattform Deutschlands besitzt. Er hat eine Gesamthöhe von 246 Metern und liegt in der Nähe eines Forschungscampus für Aufzüge mit über 1.000 Spezialisten. Der Aufzugsturm und sein Umfeld beweisen, dass man durch Innovation den ländlichen Raum modernisieren und Arbeitsplätze für Fachkräfte schaffen kann.

Im Bodenseeraum wurde die Delegation aus Sanktanna von drei weiteren Bürgermeistern empfangen, wobei sie Gemüsebauernhöfe, Obstgärten, eine Ausstellung landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte (inklusive landwirtschaftlicher Drohnen), ein Weinbauernhof und eine staatliche Weinwirtschaft in Meersburg, eine Bäckerei und einen Schlachthof besichtigten. Mit Foliensystemen abgedeckte Kirschen-, Aprikosen- und Pflaumenkulturen haben den Vorteil, dass sie vor der direkten Einwirkung von starkem Regen sowie Pilz- und Insektenbefall geschützt sind. Dadurch wird die Zahl chemischer Einsätze erheblich reduziert und die Qualität der Früchte erhöht. Der Betrieb VOEN Covering Systems, im Besitz der Familie Vöhringer, liefert weltweit Obstgarten-schutzfolien sowie Systeme zum Schutz von Obstgärten und Weingärten vor Spätfrost.

Die Zusammenarbeit landwirtschaftlicher Betriebe im Landvolk-Verband ist auf ökologische Landwirtschaft, erneuerbare Energien und interkulturellen Austausch ausgerichtet – die Delegation besichtigte das Dorfmuseum in Bad Schussenried, die Wallfahrtskirche Steinhausen, den Blaskapellen-Verein Steinhausen-Muttensweiler. Es werden regionale Initiativen für die Zusammenarbeit von Getreideproduzenten mit Tierzüchtern (Rinder und Schweine), mit Bäckereien und Schlachthöfen unterstützt, um gemeinsam ein nachhaltiges Netzwerk

aufzubauen und die Versorgung der Verbraucher mit Qualitätsprodukten, größtenteils biozertifiziert, sicherzustellen. Der Landvolk-Verband mit mehr als 1.000 Mitgliedern im Bundesland Baden-Württemberg bietet Unterstützung und Beratung für kleine und mittlere landwirtschaftliche Betriebe, Beratungsdienste und Familienbetreuung an.

Die Zusammenarbeit der Landwirte zielte darauf, Beispiele für eine gute Umsetzung zu geben, zu inspirieren und nachhaltige Ansätze anzuregen. Demnächst wird es mit einem Treffen in Sanktanna in Rumänien fortgesetzt, das ebenso umfassend zu werden verspricht. Wir danken Herrn Josef Lutz und Prof. Dr. Dr. Rainer Bendel vom Vorstand des St. Gerhards-Werks Stuttgart, den Initiatoren dieses Projektes.



Obstgartenschutzfolien am Bodensee



Beim Europaparlament in Straßburg



Schlachthof „Fairfleisch“ in Überlingen



Bäckerei „Linzgaukorn“ in Frickingen



Staatliches Weingut in der Stadt Meersburg

Ana Höniges

„Aufklärung und Josephinismus in der Religiosität der Donauschwaben“ – Kulturtagung des St. Gerhards-Werks in München

Zu einer Tagung über dieses Thema hatte das St. Gerhards-Werk in Stuttgart am 25. Mai 2024 ins Münchener Salesianum geladen. Als Projektleiter der Arbeitsgemeinschaft katholischer Vertriebenenorganisationen (AKVO), Lehrbeauftragter für Kirchengeschichte an der Universität Hohenheim und Vorsitzender des Instituts für Kirchen- und Kulturgeschichte der Deutschen in Ostmittel- und Südosteuropa (IKKDOS) hatte Prof. Dr. Rainer Bendel zusammen mit Robert Pech M. A. aus Leipzig das Programm konzipiert.



Das Christentum in seinen konfessionell geprägten Kirchen nimmt in der Geschichte der deutschen Minderheiten in Südosteuropa von ihrer Ansiedlung im ausgehenden 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart sowohl auf der individuellen wie auch auf der kollektiven Ebene eine Schlüsselrolle ein. Die Reformbewegung des sogenannten Josephinismus (ca. 1750-1820) hatte das Ziel, nahezu alle Bereiche des Lebens zu modernisieren, um die Konkurrenzfähigkeit der Habsburgermonarchie gegenüber anderen Mächten zu bewahren oder wiederherzustellen. Die Forscherinnen und Forscher nahmen in ihren Vorträgen die Ein- und Auswirkungen des Josephinismus auf die bereits sesshaften deutschsprachigen Katholiken in Ungarn in den Blick und zeigten u. a. auf, welche neuen christlichen Konfessionen im Verlauf der Umsetzung der josephinischen Ideen angesiedelt wurden und wie deren Integration bzw. Identifikation aussah.

Dr. Philip Steiner von der Helmut-Schmidt-Universität/Universität der Bundeswehr in Hamburg lieferte in seinem Beitrag eine Synopsis über die Kirchen- und Religionspolitik unter Maria Theresia und Joseph II. Als Reaktion auf die einschneidende Erfahrung des Österreichischen Erbfolgekrieges (1740-1748) mit der verheerenden Niederlage des Vielvölkerreiches gegen das re-



Dr. Philip Steiner

formfreudige Preußen Friedrichs II., wobei Schlesien abgetreten werden musste, wurde von der 1740 bis 1780 regierenden Maria Theresia und ihrem von 1780 bis 1790 herrschenden Sohn Joseph II. ein Reformprojekt gigantischen Ausmaßes in Gang gesetzt. Durch einen fundamentalen Gesinnungswandel sollten die Modernisierung, Vereinheitlichung, Vereinfachung und Zentralisierung der staatlichen und kirchlichen Strukturen zum Wohl und Nutzen des Habsburgerreiches befördert werden, was selbst die Preußischen Reformen an Intensität, Reichweite und Radikalität in den Schatten stellen sollte. Auch im kirchlichen Bereich wurde der staatliche Einfluss immer weiter ausgedehnt. Prunk und Schmuck sowie Feiertage, Prozessionen und Wallfahrten wurden rigide zurückgedrängt, selbst geistliche Bücher, Gebete und Lieder unterlagen hinsichtlich ihres Inhalts polizeilicher Überprüfung. Der josephinische Staat, in seinem Herrschaftsverständnis von Gottesgnadentum und kirchlicher Legitimierung emanzipiert und basierend auf einer naturrechtlich geprägten Staatsrechtslehre, behielt sich mittels einer Geistlichen Hofkommission weitreichende Eingriffe in der Religions- und Kirchenpolitik gegen Aberglauben, Missstände und Missbräuche, in die Verwaltung und Überwachung des Kirchenvermögens und der Gottesdienstpraxis sowie eine umfassende Zensur in geistlichen und kirchenpolitischen Angelegenheiten vor, alles im Sinne aufklärerischer, utilitaristischer Effektivität. Auf der anderen Seite gestand Joseph II. in seiner Toleranzpolitik Lutheranern, Calvinisten und Griechisch-Orthodoxen das Recht auf private Religionsausübung zu, auch den Juden widmete er ein eigenes Toleranzpatent. Nach josephinischem Nutzenverständnis wurden bis 1787 zwischen 700 und 800 Klöster aufgelöst, deren Vermögen von 89 Millionen Gulden in einen Religionsfond floss, aus dem ein erheblicher Ausbau der Pfarrseelsorge bezahlt wurde. Auch eine Steuer- und Urbarmassregulierung sowie die Anpassung der Diözesan- an die Ländergrenzen trug zur Vervollständigung der josephinischen Reformen bei, jedoch erwies ein ständeübergreifender Protest besonders in Ungarn, wie notwendig ein sensiblerer Umgang mit der religiösen

Identität der Untertanen für den inneren Frieden der Habsburgermonarchie war. Deshalb habe, so Steiner abschließend, Joseph II. selbst noch punktuell umstrittene kirchenpolitische Reformen zurückgenommen oder sie abgeschwächt, während sein Nachfolger Leopold II. ab 1790 weitere Reformen außer Kraft setzen musste, um die Ordnung der Monarchie wieder zu stabilisieren.

Prof. Dr. Dániel Bárh von der Eötvös-Loránd-Universität in Budapest richtete seinen Forscherblick auf das spezielle Verhältnis von Priestern und Geistlichen als unterster und breitester Ebene in der kirchlichen Hierarchie, die in aktiver Interaktion mit den Gläubigen lebten und wirkten und nicht nur bei der Entdeckung der Volkskultur, sondern auch bei deren Ausprägung und Umgestaltung eine unverzichtbare Rolle spielten. Nach Klärung der Forschungslage, die in Ungarn rückständig sei, und der für die Problematik des Attitüdenwechsels im komplizierten Gewebe zwischen kirchlicher Aufklärung und Volkskultur geeigneten historischen Methodik wandte sich der Referent Fallbeispielen aus der religiösen Praxis der Deutschen in der Batschka zu. Bárh wies auf Forschungen zum Wandel im Wallfahrtswesen, bei der Heiligenverehrung und der Benediktionspraxis hin. Als gemeinsamer Nenner dieser Erneuerungserscheinungen könne – dank der untersuchten Gegenströmung – das geschwächte Verhältnis zum Wunder im Denken der höheren Schichten der kirchlichen Gesellschaft hervorgehoben werden. Die Neigung zu pseudo-mirakulösen Phänomenen sei dadurch immer mehr zur Welt der Volksfrömmigkeit gerechnet worden. Ein stark agrarischer Charakter bei Prozessions- und Weihepraxis falle in den Statuta Generalia, einer Sammlung von Bestimmungen, und einem 1798 abermals unverändert veröffentlichten Ritualbuch des Erzbischofs von Kalocsa, Gábor Patachich (1733-1745), auf. Archaische Vorstellungen zur Beeinflussung des Wetters seien aus der offiziellen Praxis zwar verdrängt gewesen, aber nach Visitationsberichten von 1767 über lokale Prozessionen begingen Priester Feiertage, die es im offiziellen Kirchenkalender nicht gab und die ihren Aussagen zufolge noch strenger beachtet wurden als die offiziellen kirchlichen Feiertage. Im 1764 neu angesiedelten Gakowa hätten die Interessen der landwirtschaftlichen Produktion schnell über die (religiösen) Herkunftsunterschiede der Siedler gesiegt. Obwohl es zwischen 1780 und 1787 eine Flut von kaiserlich-königlichen Dekreten gab – etwa zur Auflösung religiöser Bruderschaften und Kongregationen, zum Verbot von Haussegnungen am Dreikönigstag, zur Begrenzung von Prozessionen und Wallfahrten, zur Regelung bei der Verehrung von Heiligenreliquien, zum Verbot des Bekleidens von Marienstatuen und von Votivgaben –, befand der Referent, dass es letztlich von der Haltung der örtlichen Pfarrer, die ein offenes Ohr für kollektive Forderungen und Alltagsbedürfnisse hatten, und ihrem Verhältnis zur Volksreligiosität abhing, wie gravierend sich die Reformen der katholischen Aufklärung durchsetzen konnten. Nach

ihrer Einführung sei das Pendel wieder ein wenig zurückgeschwungen, wie es am Beispiel der Wallfahrt nach Doroszló sichtbar wird.

Prof. Dr. Eleonóra Géra von der Eötvös-Loránd-Universität in Budapest schilderte die kirchliche und religiöse Praxis in Buda/Ofen besonders zwischen 1740 und 1790, den Regierungsperioden von Maria Theresia und Kaiser Joseph II. Von Anfang an habe der Wiener Hof das im Jahr 1686 von den Osmanen zurückeroberte Ofen nicht nur zu einer Residenzstadt, sondern zum nationalen sakralen Zentrum mit Betonung des römisch-katholischen Primats, als Gegenpol zu den protestantischen Städten sowie als wichtiges Bildungszentrum entwickeln wollen. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts habe Ofen wieder den ersten Platz unter den ungarischen Städten eingenommen, sei aber nicht zur eigentlichen Hauptstadt des Landes geworden, obwohl es seit der Befreiung durchgehend als Haupt- und Residenzstadt bezeichnet wurde. Fast einhundert Jahre lang wurde das religiöse Leben in Ofen von Jesuiten, Kapuzinern und Klarissen mit zahlreichen Feiertagen, Prozessionen und dem Kult der Heiligen Dreifaltigkeit gegen Seuchen und andere Katastrophen dominiert, bis die Gesellschaft Jesu im Jahr 1773 von Joseph II. aufgelöst wurde, gefolgt von der Auflösung der Karmeliter, Franziskaner, Augustiner und Klarissen. Die Besitztümer dieser Orden seien für weltliche Zwecke genutzt und die kleinen Kapellen in der Stadt und den Außenbezirken ebenso wie die Wallfahrtsorte aufgelöst worden. Im Geiste des Rationalismus brach der Kaiser mit der Tradition der kirchlich-städtischen Gemeinschaftsfeiern inmitten spektakulärer Feste und suspendierte die großen Prozessionen und öffentlichen Bittgänge, die in der Vergangenheit üblich gewesen waren, mit Ausnahme der Feierlichkeiten zum Tag des Herrn und der Weizentaufe. Diese Maßnahmen brachen die dominierende Rolle der katholischen Religion im städtischen Alltag. Säkular musste Ofen den kaiserlichen Zielen als Provinzhauptstadt mit allen Verwaltungsfunktionen dienen. Zu diesem Zweck siedelte der Kaiser die Ämter und Gerichte von nationaler Bedeutung bis 1787 in Ofen an. Auch medizinische und pflegerische Einrichtungen wurden geschaffen. Die Klöster, die in seiner Regierungszeit aufgelöst worden waren, erhielten ihre kirchliche Funktion auch nach seinem Tod nicht wieder zurück. Zwar lebten zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Feiern der katholischen Kirche wieder auf, schloss Géra, doch in bescheidenerer Form als vor Joseph II.

Dr. Katalin Simon vom Budapester Stadtarchiv zeigte die von den Verordnungen der josephinischen Ära bewirkten Veränderungen der barocken Religiosität in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. Dabei stützte sich die Forscherin als besondere Quelle auf Testamente, die Aufschluss über die Einstellung zum Tod und zum letzten Abschied der Bewohner in erster Linie von Buda/Ofen und mit einem kleinen Ausblick auf die

Familien von Óbuda/Altöfen geben. Nur etwa zwei bis acht Prozent der Bevölkerung der Städte und Marktflecken landesweit verfassten ein Testament, dessen formelle Voraussetzungen die Referentin darlegte, bevor sie auf die Änderungen in der Testierpraxis zu sprechen kam. Aus den Widmungen der Testamente, die in den 1780er Jahren geschrieben wurden, seien nach und nach zuerst die (Schutz-) Heiligen und dann auch die Jungfrau Maria verschwunden. Demgegenüber wurde die Sterblichkeit und Gebrechlichkeit des Menschen immer stärker betont. Auch die Bestimmungen über die Art und Weise der Bestattung änderten sich in dieser Zeit erheblich. Ab 1747 untersagte die Statthalterei eine öffentliche Zurschaustellung der Toten sowie die Durchführung von Trauerfeiern im Haus des Verstorbenen. 1770 wurde die Wiedereröffnung von Pestfriedhöfen verboten, ab 1775 musste der Leichnam von der Leichenhalle direkt zum Friedhof transportiert werden, und 1777 wurde der Gebrauch von Gruften verschärft. Während es bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts selbstverständlich war, dass ein Erblasser eine Messe nicht nur für sich selbst, sondern auch für seinen früher verstorbenen Ehepartner, seine Eltern und Verwandten lesen ließ, sei dieser Brauch bis zum Ende des Jahrhunderts fast völlig verschwunden. Zusammenfassend lasse sich festhalten, dass der Einfluss der Bestimmungen aus der Zeit von Joseph II. auf die Testierpraxis in Ofen deutlicher zu erkennen ist als in Altöfen. Während hier eine eher geschlossene Gemeinschaft lebte, die an ihren Traditionen festhielt, sei es in Ofen zu einer Vereinfachung gekommen, deren Hauptelemente ein Begräbnis ohne Prunk, weniger Messstiftungen und nicht zuletzt der Glaube an die Barmherzigkeit Gottes anstelle einer Vielzahl von Gebeten waren.

Stefan P. Teppert

Die aktuelle Situation der katholischen Kirche in Kroatien. Priestertreffen in Stuttgart-Hohenheim

Zu ihrem jährlichen Priestertreffen hatte Dekan Matthias Koschar, der Bischöfliche Beauftragte für Heimatvertriebene und Aussiedler in der Diözese Rottenburg-Stuttgart, am 14. Oktober 2024 alle Priester, Diakone und am Problem der Vertreibung Interessierte ins Christkönigshaus in Hohenheim eingeladen. Die Arbeitsgemeinschaft der katholischen Vertriebenenorganisationen (AKVO) mit ihrem Geschäftsführer Prof. Dr. Dr. Rainer Bendel organisierte die Veranstaltung.

Dr. Jörg Basten referierte über Renovabis, das Hilfswerk der römisch-katholischen Kirche in Deutschland zur Stärkung von Kirchen und Gesellschaften in Mittel-

Ost- und Südosteuropa. Basten arbeitet am Sitz von Renovabis in Freising als Referent für Kroatien, Polen, Russland und die Tschechische Republik sowie für die Vergabe von Stipendienprogrammen. Der Name seiner 1993 auf Anregung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK) als jüngstes der großen Hilfswerke in Deutschland gegründeten Organisation, so Basten, beziehe sich auf die Formulierung „renovabis faciem terrae“ in Psalm 104,30 „Du wirst das Antlitz der Erde erneuern“. Die Gründung von Renovabis war eine Reaktion auf den Zusammenbruch des Kommunismus und die damit verbundenen neuen Chancen für die Gestaltung eines freien Europas. Das Ziel war, die Menschen in den Ländern Mittel- und Osteuropas bei der pastoralen, sozialen und gesellschaftlichen Erneuerung zu unterstützen, sie zugleich besser kennenzulernen und voneinander in einem Dialog auf Augenhöhe zu lernen. So versteht sich Renovabis als Solidaritätsaktion mit den Menschen, nicht nur für diese. Die Geschäftsstelle in Freising hat circa 50 Mitarbeiter in drei Abteilungen. Die Säulen der Arbeit von Renovabis sind einerseits die finanzielle Unterstützung und Beratung von Partnern mit ihren Projekten im Osten Europas, andererseits die Förderung von Dialog, Partnerschaft und Versöhnung von Menschen in West und Ost. Die Organisation unterstützt Partner in 29 Ländern Mittelosteuropas, des Kaukasus und Zentralasiens einschließlich Russlands und Kasachstans im Sinne einer Solidaritätsaktion, also Hilfe zur Selbsthilfe.



Renovabis arbeitet nicht nur mit allen christlichen Kirchen (römisch-katholisch, griechisch-katholisch, orthodox), mit Diözesen, Ordensgemeinschaften, kirchlichen Organisationen und Verbänden zusammen, sondern teils auch mit anderen nicht-staatlichen Organisationen. Jedes Jahr werden zahlreiche Anträge gestellt, manchmal für kleine, zuweilen auch für sehr große Projekte. Von 1993 bis heute (Stand: Oktober 2024) gab es rund 26.800 geförderte Projekte, die bewilligte Summe betrug 891,8 Millionen Euro. Allein im vergangenen Jahr waren es 536 geförderte Projekte mit einer Bewilligungssumme von 26,99 Millionen Euro. Basten zeigte Statistiken zu den jüngst geförderten Projektbereichen, die verdeutlichten, dass insbesondere soziale Aufgaben und Pastoralarbeit, aber auch die Förderung von Laienstrukturen sowie schulische und berufliche Bildung, pastorale Infrastruktur und Medienarbeit von Fördermitteln profitierten. Dabei kommen Ideen und Konzepte stets von den Partnern. Die Projekte sind dadurch optimal auf die jeweilige Situation vor Ort zugeschnitten. Lediglich in Einzelfällen schaltet sich Renovabis beratend ein. In Anpassung an die sich wandelnde Situation in den

verschiedenen Ländern verlagert sich unter dem Subsidiaritätsprinzip der Schwerpunkt des Budgets im Vergleich zu den 1990er und frühen 2000er Jahren nach Osten und Südosten. So ist Polen heute sogar schon selbst Geberland. Aktuell bildet die Ukraine den Schwerpunkt der Förderung. Partnerstrukturen werden etwa durch die Übertragung von Mitverantwortung bei Programmfinanzierungen gestärkt. Dass die Projekte von lokalen Projektpartnern entwickelt und durchgeführt werden, ist ein Garant für die Nachhaltigkeit der Wirkung. Ebenso gibt es ein wachsendes Bewusstsein für Themen des Umweltschutzes, etwa alternative Energiegewinnung und energieeffiziente Bauweisen. Veränderte Standards in der Entwicklungszusammenarbeit zeigen sich darin, dass Projekte daraufhin erfasst und evaluiert werden, welche Wirksamkeit und Effizienz sie entfalten konnten. Gesellschaftliche Herausforderungen zeigen sich für die Zielsetzungen von Renovabis in einer defizitären Demokratie und Rechtsstaatlichkeit, in Korruption und bedrängten Medien. Es gibt in den geförderten Ländern kaum geschichtliche Aufarbeitung, häufig werden NGOs mit entsprechender Agenda behindert. Auch ein schwaches öffentliches Gesundheits- und Sozialwesen, strukturschwacher ländlicher Raum, hohe Jugendarbeitslosigkeit, Umweltverschmutzung, Bevölkerungsrückgang und Brain-Drain kommen hinzu. Waren es früher einfache Arbeiter, so verlassen heute Fachkräfte das Land. Haupteinnahmequellen für Renovabis sind kirchliche Haushaltsmittel (über den Verband der Diözesen Deutschlands), weiterhin Direktspenden und Erbschaften, öffentliche Mittel (vor allem vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung), aber auch Kollekten, Mittel sonstiger Organisationen und Stiftungen, der Diözesen, des Diaspora-Kommissariats, Mess-Intentionen usw. Renovabis gibt einen detaillierten Jahresbericht und die informative Zeitschrift „OST-WEST. Europäische Perspektiven“ heraus.

Dr. Jörg Basten ging im Anschluss auf die Lage in Kroatien ein. Schon im 7. Jahrhundert waren die Kroaten in ihr heutiges Siedlungsgebiet eingedrungen. Hier schufen sie, im romanisierten Dalmatien auf altem Kulturboden, ihren ersten Staat, der, im Jahr 925 zum Königreich erhoben, bereits 1002 mit Ungarn in Personalunion vereinigt wurde. In der Folgezeit prägten zwei Tatsachen das Schicksal des kroatischen Volkes: einmal die jahrhundertelange Zugehörigkeit einzelner Volksteile zu verschiedenen politischen Machtbereichen (Venedig, Ungarn, Habsburgermonarchie, Osmanisches Reich), zum anderen die teils hieraus, teils aus der geografischen Lage resultierende unterschiedliche kulturelle Entwicklung. Einigendes Band zwischen den verschiedenen Volksteilen waren die gemeinsame Sprache und der frühe Anschluss an die Westkirche, was eine starke christliche Identität ermöglichte.

Kroatien hat 4,06 Mio. Einwohner (2024), davon sind 86 Prozent römisch-katholisch. Es gibt die Metropolien Zagreb, Djakovo-Osijek, Rijeka und Split, zusätzlich sui juris Zadar und ein Militärordinariat. In 1.570 Pfarreien werden durchschnittlich ca. 2.200 Gläubige von 3,8 Seelsorgern betreut. Wegen hoher Arbeitslosigkeit herrscht eine depressive Haltung. Zusammen mit einer verbreiteten Korruption führte dies zu einem Bevölkerungsexodus u. a. aus dem landwirtschaftlich geprägten Slawonien. So leben allein in Deutschland 450.000 Kroaten.

Eine wichtige Persönlichkeit im kroatischen Volksglauben ist der lateinische Kirchenvater Hieronymus (ca. 350-420), der als Schöpfer der Glagoliza gilt und allgemein als Übersetzer der Bibel ins Lateinische (Vulgata) bekannt ist. Im Jahre 1519 nannte Papst Leo X. Kroatien „Antemurale Christianitatis“, weil sich das Land aufopferungsvoll gegen die Ausbreitung des Osmanischen Reiches Richtung Westen auflehnte. Unter dem Eindruck der türkischen Bedrohung entstand in kroatischer Sprache das Versepos „Judita“ von Marko Marulić aus Split (1450-1524). Vorbild für Shakespeare und Molière wurden die von Plautus und dem Theater von Siena beeinflussten Lustspiele von Marin Držić (1508-1567). Basten streifte auch die fromme Barocklyrik von Ivan Gundulić (1588-1638) sowie den Kardinalerzbischof von Zagreb, Alojzije Stepinac, der im Ustascha-Regime tapfer die Menschenrechte für Serben, Juden, Muslime und Orthodoxe verteidigte und dafür zu 16 Jahren Haft verurteilt wurde. Kardinal Šeper, der Nachfolger von Stepinac und Präfekt der Glaubenskongregation, konnte die Liturgiereform auf dem II. Vatikanischen Konzil durch seinen Verweis auf die Nutzung der kroatischen Volkssprache nachhaltig beeinflussen.

Aktuelle Förderschwerpunkte von Renovabis in Kroatien liegen in der pastoralen Entwicklung und der Förderung von katholischen Laienverbänden, von Sozial- und Bildungsprojekten, des ökumenischen Dialogs sowie der Theologie des Friedens.

Die von Tomislav Ivančić konzipierte Hagiotherapie ist eine therapeutische Seelsorge, die davon ausgeht, dass jede Krankheit eine geistliche Dimension hat, die durch Gebet und Gnade geheilt werden kann. Sie wendet sich besonders Menschen in Krisensituationen zu, etwa Obdachlosen, Straftätern und Missbrauchsopfern, und behandelt „geistliche“ Traumata wie Ängste, Bedrückung, Sinnlosigkeit, Aggressivität. Besonders die Vinzentinerinnen in Kroatien arbeiten mit der Hagiotherapie.

Die Jugendarbeit der Orden – vor allem der Salesianer und Jesuiten – stößt auf großen Zulauf unter der studentischen Jugend in Kroatien, ermöglicht durch Gemeinschaft, Spiritualität und Selbstmanagement. Mit Exkursen auf das katholische kroatische Fernsehen, die 2006 gegründete Katholische Universität Kroatien in Zagreb

und die International Theological Summer School in Dubrovnik schloss der Referent seinen Vortrag mit der Quintessenz, dass Kirche und Glauben in Kroatien eine gewisse Vitalität nicht abzusprechen sei.

Die nachmittägliche Diskussion drehte sich um verschiedene Themen, vor allem um die Frage, ob und wie man das Format des Priestertreffens bei abnehmenden Besucherzahlen fortführen kann. Angesichts einer akuten Problematik mit Flüchtlingen aus aller Welt müsse man die Treffen der Heimatvertriebenen irgendwann in christlicher Würde begraben können. Selbst Dekan Koschar, der ehrenamtlich seit 30 Jahren die Vertriebenen in der deutschlandweit in dieser Hinsicht am besten aufgestellten Diözese vertritt, hegt diese Meinung. Dennoch gebe es noch viele Themen aufzuarbeiten, etwa den kirchlichen Widerstand gegen den Nationalsozialismus in den Vertreibungsgebieten, wie vor allem Christine Czaja argumentierte.

Stefan P. Teppert

Überliefertes vergegenwärtigen. Gelöbniswallfahrt der Donauschwaben nach Bad Niedernau an Christi Himmelfahrt mit Neuigkeiten über die HOG Filipowa und die Genossenschaft der Armen Schulschwestern

Zum 43. Mal trafen sich die Donauschwaben in Bad Niedernau bei Rottenburg, bereits zum fünften Mal nach 2015 zelebrierte Pfr. Klaus Rapp den Wallfahrtsgottesdienst. 1956 in Pforzheim geboren, stammt er von einem einheimischen Vater und einer Mutter aus Indija in der Provinz Vojvodina ab. Heute ist er Pfarrer in Hemsbach, Sulzbach und Laudenbach, direkt an der hessischen Grenze zwischen Weinheim und Heppenheim gelegen. Verantwortung trug er auch als stellvertretender Vorsitzender des St. Gerhards-Werks und als Vorsitzender der Stiftung St. Gerhard. Seit dem 24. September 2022 ist er in der Nachfolge von Erzbischof em. Dr. Robert Zollitsch neuer Vorsitzender des St. Gerhards-Werks, von dem er auch herzliche Grüße ausrichtete.

Zu Beginn der Eucharistiefeier sprach Pfr. Rapp die versammelten Pilger auf das gemeinsame Schicksal ihrer unter schrecklichen Umständen verlorenen Heimat an. Wenn es auch allen Überlebenden später gelang, in verschiedenen Teilen der Welt eine neue Heimat zu finden, bleibe doch die schmerzvolle Erinnerung an das erlittene Unrecht, an die zahlreichen, in den Hungerlagern

verstorbenen und auf dem Fluchtweg zurückgebliebenen Angehörigen. Auch ihnen gelte heute unser Gedenken, aus dem zugleich die Verpflichtung erwachse, in Europa Frieden zu halten oder zu schaffen und Verfeindete zu versöhnen. Eben diesen Zielen habe sich das St. Gerhards-Werk seit seiner Gründung vor nunmehr 72 Jahren verschrieben.

Der heutige Festtag, nämlich die Aufnahme Jesu in den Himmel, kennzeichne einen Abschluss. Nun sei die Zeit der Weggemeinschaft mit dem irdischen Jesus, die zahlreichen Begegnungen mit ihm, seinen berührenden Worten und Wundern, die Gespräche und Tischgemeinschaften endgültig vorbei, begann Rapp seine Predigt. Jedoch sei alles Wichtige und Wesentliche aus dem Leben Christi und seiner Botschaft vom Reich Gottes hinterlassen worden. Die Augenzeugen von damals hätten ihre Erfahrungen weitergegeben, sie in den Evangelien aufgeschrieben. In zahlreichen uns überlieferten Briefen sei uns die Ursprungskraft und Dynamik der Verkündigung bewahrt. Jetzt gelte es für uns, in den Spuren Jesu und seiner Jüngergemeinde weiterzugehen, nicht den Blick sehnsüchtig nach oben oder nach hinten zu richten, sondern auf das Hier und Jetzt, um das weiterzuführen, was Jesus damals begonnen hat, und das zu bewahren, was die Eltern und Großeltern mitgenommen haben. Sowohl für die Glaubensgeschichte als auch für die persönliche gebe es einen Auftrag von Jesus: „Geht hinaus und verkündet allen Menschen die Freudenbotschaft von Gottes neuer Welt.“ Dazu sei es notwendig, sich an der Sprache des Evangeliums zu orientieren, die vor allem für ein freundliches, wohlwollendes und wertschätzendes Miteinander stehe. So wachse – etwa bei heutigen Flüchtlingen – Kraft, sich aufzurichten, Mut zu fassen und Hoffnung zu schöpfen. Wenn wir, schloss Rapp, in den Fußspuren Jesu weitergehen, könne der Himmel auf Erden kommen. Das geschehe im Alltäglichen und manchmal fast schon in den zufälligen Begegnungen auf der Straße, am Arbeitsplatz und in der Familie. Freilich müsse es getan werden, und dazu seien wir immer wieder neu aufgefordert.

Adam Kupferschmidt gab dann einen Überblick zum Stand der Zusammenarbeit zwischen der HOG Filipowa mit der Genossenschaft der Armen Schulschwestern in Bad Niedernau. Personelle Veränderungen hätten sich bei der Mitgliederversammlung der Genossenschaft am 24. Juli 2023 ergeben. Der Vorstand sei neu gewählt und sechs neue Mitglieder seien aus der Generation der Nachkommen aufgenommen worden. Die fünf alten Mitglieder erklärten sich zur weiteren Mitarbeit bereit. Vorsitzender ist abermals Thomas Gedemer, der ehemalige Sekretär von Erzbischof Robert Zollitsch. Während Alexander Vogl nach zehnjähriger Tätigkeit als stellvertretender Vorsitzender ausschied, rückte Martin Mayer, ein Filipowaer aus der Generation der Nachkommen, an dessen Stelle. Das seit Gründung der Stiftung im Jahr 2013 verfolgte Ziel, ein Dokumentationszentrum mit

Museumscharakter einzurichten, scheiterte zunächst an den Auflagen des Baurechts- und Denkmalamtes. Als Alternative wurde dann im Jahr 2019 der Stelenpark mit Vernetzung im Internet errichtet. Besonders die Nutzung des Internetauftritts übertrifft alle Erwartungen. Abgeschlossen sind nun die Planungsarbeiten für ein Dokumentationszentrum im Erdgeschoss des Archivgebäudes auf circa 75 Quadratmetern mit den gesammelten Exponaten und Dokumenten der Schwestern und der HOG. Die Ausbauarbeiten sollen zeitnah beginnen, damit sich das Anliegen von Erzbischof Zollitsch noch erfüllen lässt, dieses Projekt zu Lebzeiten der Erlebnisgeneration zu verwirklichen.

Mit einer Ansprache über die Unentbehrlichkeit von Erinnerungsorten und Kulturzentren wie Bad Niedernau schloss sich Prof. Dr. Rainer Bendel an. Er hatte als Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft katholischer Vertriebenenorganisationen (AKVO) in Stuttgart die Wallfahrt organisatorisch auf den Weg gebracht und ist auch Mitglied der Genossenschaft der Armen Schulschwestern. Eindringlich stellte er dar, dass Bad Niedernau seit fast einem halben Jahrhundert als Ort der Erinnerung, des Gebets und der Heilung, der Bildungstradition und der Verbindungen ins östliche Europa von großer Bedeutung ist. Man brauche solche Orte über die Generationen hinweg, auch wenn sich die Formen der Erinnerungspflege, der Ausdruck von Dankbarkeit, die Auseinandersetzung mit der Geschichte der Vorfahren und die daraus entwickelten Perspektiven im Lauf der Zeit ändern. Seit acht Jahren führt Bendel mit Schülergruppen aus Osteuropa (Rumänien, Slowakei, Tschechien, Ungarn) jeweils etwa einwöchige Kurse durch, bei denen man sich mit Vertreibung und Integration befasst und beispielsweise Konstanz, die Reichenau und Straßburg besucht, um wichtige kulturelle Fundierungen in Europa zu verstehen und ein positives Europabild zu stärken. Aus Friedrich Schillers „Ode an die Freude“, die von Ludwig van Beethoven in seiner 9. Sinfonie vertont und später zur Hymne Europas wurde, zitierte Bendel hochaktuelle Verse mit Worten wie „Untergang der Lügenbrut“ und „Rettung von Tyrannenketten“. Zuletzt bedankte er sich bei allen, die einen Beitrag zur Durchführung der Wallfahrt geleistet hatten: Agnes und Adam Kupferschmidt, Pfr. Klaus Rapp, Angelika Eichinger für das Sekretariat sowie Jennifer Pryk für die musikalische Mitwirkung.

Nach einem geselligen, von Familie Reichert aus Rottenburg zubereiteten und ausgegebenen Mittagessen wurde um 14 Uhr die Maiandacht abgehalten, bei der Pfr. Rapp Marias nachahmenswerte Offenheit für Gott und die Not anderer Menschen heraushob. Zur Abrundung der Wallfahrt boten Frauen aus Bad Niedernau Kaffee sowie eine reiche Auswahl an leckeren Kuchen und Torten an.



Stefan P. Teppert

Schreckliches geschieht, wo der Mensch Gott spielt. Wallfahrt auf den Schönen- berg

Flüchtlinge und Heimatvertriebene des Zweiten Weltkriegs sowie deren Nachkommen pilgerten am 9. Juni 2024 zum 74. Mal zur Wallfahrtskirche auf den Schönenberg bei Ellwangen, eine erste und fortwährende Stätte ihres Wiedersehens nach Entwurzelung und Zerstreuung. Das Motto der diesjährigen Wallfahrt lautete: „Begegnung mit Ostmittel- und Südosteuropa“. Veranstalter war wiederum die Arbeitsgemeinschaft katholischer Vertriebenenorganisationen (AKVO) in der Diözese Rottenburg-Stuttgart mit ihrem Geschäftsführer Prof. Dr. Rainer Bendel.

Am Portal der beliebten Wallfahrtskirche „Unsere Liebe Frau“, einem Juwel barocker Baukunst, überbrachte der Ellwanger Oberbürgermeister Michael Dambacher die Grüße des Gemeinderats und hieß die Gäste, darunter Trachten- und Fahnenräger aus dem Sudetenland, willkommen. Fast ein ganzes Menschenalter sei vergangen, seit die Deutschen im Osten brutal vertrieben und entwurzelt wurden. Anfangs hätten sie noch in der Erwartung gelebt, eines Tages in die alte Heimat zurückkehren zu können. Doch wegen der anhaltenden und unüberbrückbaren Differenzen der Systeme habe sich diese Hoffnung nie erfüllt. Diejenigen aber, die nach Ellwangen kamen, hätten nicht nach Vergeltung getrachtet, sondern gebetet und beten auch heute noch für das friedliche Zusammenleben der Völker. Was unser kleinmütig gewordenen Europa heute so dringend bräuchte, hätten die Vertriebenen uns vorgelebt, indem sie nicht verzweifeln, sondern eine ungemein schwierige Situation weit-sichtig zu einer Erfolgsgeschichte wendeten. Dafür gebühre ihnen Dank, Anerkennung und Respekt der nachfolgenden Generation. Dambacher dankte den Redemptoristen, die seit über 100 Jahren die Wallfahrten auf den Schönenberg betreuen und jährlich über 200.000 Besucher empfangen, sowie den Musikern des Musikvereins Rattstatt, die im Freien aufspielten. Zur 2026

anberaumten Landesgartenschau in seiner Stadt lud er vorsorglich ein.

Dekan Matthias Koschar aus Tuttlingen, Geistlicher Beirat der Ackermann-Gemeinde und Bischöflicher Beauftragter für die Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge, bedankte sich zu Beginn des Gottesdienstes für den warmen Empfang auf dem Schönenberg, einem „Ort der Gottesbegegnung“ und einem „Leuchtturm des Glaubens“. Als Nachfolgeneration der Heimatvertriebenen, die schmerzvolle Erfahrungen machen mussten, sollen wir auf den Schultern der Vorfahren stehen, für Frieden, Gerechtigkeit und Solidarität beten und alles dafür tun, dass Menschen in ihrer Heimat leben können. Auch wenn die Zahl der Pilger abnehme, seien doch diese großen Anliegen geblieben.

In seiner Predigt verteidigte Koschar die scheinbar frauenfeindliche biblische Erzählung von Adam und Eva im 1. Buch Mose. Die Bibel sei keine Gebrauchsanweisung und erläutere keine Wirklichkeit, sondern wolle eine Wahrheit vermitteln. Deswegen gehe es in dieser Erzählung nicht vordergründig um die Rolle der Geschlechter, sondern darum, was dem Menschen an Erkenntnis zusteht. Der Philosoph Ernst Bloch habe sogar biblische Texte gegen die Theologie in Stellung gebracht und die These vertreten, dass der Homo sapiens die Schaffung paradiesischer Zustände in die eigene Hand nehmen müsse. Jedoch zeigten die Ergebnisse von menschlichen Heilsversprechen wie etwa der Französischen Revolution, des Nationalsozialismus und Marxismus wie auch Putins Angriffskrieg, dass Schreckliches geschehe, wo immer der Mensch Gott spielt und Allmachtsphantasien pflegt. Dagegen seien Demut und Erdung notwendig, die Einsicht in die menschlichen Grenzen, die Achtung vor dem Geheimnis des Lebens. Unser irdisches Zelt sei vorläufig. Die Bosheit der Welt fange bei uns selbst an und in dem, was wir tun. Auch jeder Einzelne von uns gestalte die Welt. Um die Entzweiung und Konkurrenz unter den Menschen zu überwinden, sei es angebracht, die jesuanische Sendung und den christlichen Glauben neu zu ergreifen. Das Reich Gottes werde in der Grundsolidarität der christlichen Familie erfahrbar. Eine innere Heiterkeit des Daseins ergreife uns, wenn wir in Christus mit Gott versöhnt und in ihm geborgen sind. Seine Auslegungen rundete der Dekan mit dem Zuspruch ab: „Gott liebt uns, trau’ es ihm doch zu!“

Schließlich sprach Koschar allen Mitwirkenden seinen Dank aus, allen voran dem Chor des Bischöflichen Gymnasiums aus Brno/Brünn mit seiner Leiterin Elen Turbová, einer Schülerin aus dessen Oberstufe. Am Vorabend hatte der Chor in der Salvatorkirche Aalen ein Begegnungskonzert mit dem Kammerchor des Kopernikus-Gymnasiums Wasseralfingen absolviert. Das Konzert sollte die Friedensarbeit im Dienst der Versöhnung zwischen Deutschland und Tschechien nach dem Zweiten Weltkrieg fördern und gehörte zu einer

Veranstaltungsreihe der Ackermann-Gemeinde. Weiterhin dankte Koschar der Pfarrei und den Redemptoristen, der Fahnenabordnung, den Ministranten, den Lektorinnen, dem mit seinen 88 Lebensjahren mitwirkenden Pfr. Franz Pitzal aus Renningen sowie Prof. Dr. Rainer Bendel.

Zum Gedenken an die Opfer von Gewalt, Flucht und Vertreibung und an alle, die auch heute verfolgt sind und Heimat suchen, wurden von Frauen in Tracht brennende Kerzen zum Altar getragen: für die Ackermann-Gemeinde (Katholiken aus Böhmen, Mähren und Österreichisch-Schlesien), für den Hilfsbund karpatendeutscher Katholiken (Pressburg, Zips, Hauerland), für die Eichendorff-Gilde (Schlesien), für die Ermland-Familie (Ostpreußen, Bistum Ermland), für das St. Gerhards-Werk (Südosteuropa), für das Bistum Rottenburg-Stuttgart.

In der folgenden Glaubenskundgebung sang der aus Ellwangen stammende Landtagsabgeordnete Winfried Mack eine Lobeshymne auf die Heimatvertriebenen als maßgebliche Gründer des modernen Europa. Sie hätten bereits fünf Jahre nach dem Weltkrieg in ihrer 1950 in Stuttgart verkündeten Charta Weitsicht, Klarheit und menschliche Größe bewiesen, indem sie auf Rache und Vergeltung verzichteten, ein geeintes, freiheitliches Europa schaffen und am Wiederaufbau Deutschlands und Europas unermüdlich arbeiten wollten. Dieses Dokument mit seinem „unglaublich starken Text“ sei ein großes Versprechen und ein Aufbruch in eine neue Zukunft. Im Bewusstsein ihrer Verantwortung vor Gott und den Menschen verkündeten die Heimatvertriebenen einen neuen Geist, der nationalem Egoismus, Diktatur und Gewaltherrschaft abschwor und für eine hellere Zukunft warb. Die nachgeborenen Generationen könnten sich daran ein Beispiel nehmen. Jede Generation sei – stets bedroht vom Bösen – in ihre Zeit gestellt und müsse immer neu für Demokratie, Freiheit und Menschenrechte kämpfen, die keine Selbstläufer seien. Schon 1950 hätten die Heimatvertriebenen die europäische Einigung in den Mittelpunkt ihres Konzeptes von einer friedlichen Zukunft gestellt, weil sie wussten, dass Europa ein in Jahrhunderten gewachsener, vom christlichen Glauben geprägter Kulturraum ist, wo trotz allen Leids und aller Schuld der Mensch im Mittelpunkt steht. Die Menschenwürde werde aber nicht großzügig vom Staat verliehen, sondern komme aus der Hand Gottes. Sie gelte daher für alle Menschen, so verschieden sie sind. Europa sei ein vielfältiger Kontinent. Alles Uniforme sei uneuropäisch. Allerdings sei bisher die kulturelle Frage hinter wirtschaftlichen und finanzpolitischen Notwendigkeiten zurückgeblieben. Ohne kulturelle Intention bleibe aber das europäische Einigungswerk unvollendet. Ellwangen sei ein guter Ort, um das geistig-kulturelle Band um Europa immer wieder sichtbar zu machen und es in die Zukunft zu führen. Auf dem Schönenberg habe nach dem Krieg nicht nur der „Ellwanger Kreis“ getagt, um ein neues Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland

vorzubereiten, sondern Ellwangen sei auch eine zentrale Stätte, wo der Heilige Methodius verehrt wird, der lange Zeit Bischof von Mähren war – eine schöne Koinzidenz mit der Anwesenheit des Chors vom Bischöflichen Gymnasium aus dem mährischen Brünn. Die Brüder Kyrill und Method versuchten, die Bibel durch die Erfindung des kyrillischen Alphabets den Slawen verständlich zu machen. Sie seien Verbindungsbrücken zwischen der westlichen und der östlichen Tradition und Fürsprecher für die ökumenischen Anstrengungen der Schwesterkirchen. Papst Johannes Paul II. ernannte sie 1980 zu Schutzpatronen Europas. Entsprechend dem Motto der Wallfahrt stehe Ellwangen für das Band zwischen dem östlichen und westlichen Europa, zwischen seinen beiden Lungenflügeln. Europa bedeutet Frieden und Freiheit, schloss Mack. Vor diesem Geist habe Diktator Putin Angst. Wir alle aber hätten den Auftrag, unermüdlich am Haus Europa weiterzuarbeiten.

Die Marienandacht am Nachmittag zelebrierte wieder Dekan Matthias Koschar. Wie schon am Morgen oblag die musikalische Gestaltung dem Chor des Bischöflichen Gymnasiums Brünn.



OB Michael Dambacher



Winfried Mack, MdL



Dekan Matthias Koschar mit Ministranten



Musikkapelle Rattstatt



Chor des Bischöflichen Gymnasiums Brünn

Stefan P. Teppert

„Mit dem Mut Mariens“: Zur traditionellen Wallfahrt „Kirche-Heimat“ auf den Dreifaltigkeitsberg bei Spaichingen

Zu Beginn des Wallfahrtsgottesdienstes am 23. Juni um 11 Uhr begrüßte Pater Superior Alfons Schmid CMF die Pilger und hieß sie herzlich auf dem Dreifaltigkeitsberg willkommen, der bereits seit 1415 ein Wallfahrtsort ist. Bei aller Sorge um die gegenwärtigen Spannungen in der Welt, freute er sich, die Donauschwaben und den Banater Chor wieder zu Gast zu haben.

Pfr. Paul Kollar aus Ludwigshafen, Geistlicher Beirat im St. Gerhards-Werk, zelebrierte die Eucharistiefeier zusammen mit dem Obertürkheimer Vikar Ulrich Letzger. Er bedankte sich zunächst für die altbewährte Gastfreundschaft der Claretiner und begrüßte die zahlreichen Wallfahrer, auch im Namen des St. Gerhards-Werks. In seiner Predigt beschäftigte sich Kollar mit dem Motto dieser Wallfahrt „Mit dem Mut Mariens ...“. Christen dürften darauf vertrauen, dass Gott sie in ihren schwächsten Momenten befähigt, sich nicht zu fürchten, und ihnen neue Zuversicht, ja Mut für die jeweilige Situation schenkt. Mut stehe am Anfang des Handelns, Glück an seinem Ende. Kollar lud dazu ein, sich umwälzende Momente im eigenen Lebenslauf, aber auch solche in unserer donauschwäbischen Volksgruppe in Erinnerung zu rufen, etwa die aufopferungsvolle Kolonisierung verwüsteter Gebiete, der Aufbau einer eigenen kulturellen Identität oder der erfolgreiche Neuanfang nach dem Verlust der alten Heimat. Die Mutigen, Beherzten, Entschlossenen verändern die Welt. Es bedürfe der Furchtlosigkeit, des Wagnisses und der Risikobereitschaft, um eine Herausforderung zu meistern. Aus Marias Lebensgeschichte können wir Beispielhaftes lernen, was Mut betrifft. „Mutig bin ich, weil ich schwach bin, mutig bin ich aber auch, wenn ich mich mit meinen Bitten Maria anvertraue“, schloss Kollar das Thema.

Für die musikalische Gestaltung des Wallfahrtsgottesdienstes sang – wie in den Vorjahren – der Darowaer Kirchenchor unter Leitung von Erich Meixner die Messen und Marienlieder. Franz Metz begleitete auf der Orgel.

Prof. Dr. Rainer Bendel dankte am Ende der Feier den Wallfahrern, dass sie sich aufgemacht hatten, er dankte dem Chor und Pfr. Kollar für die Gestaltung des Gottesdienstes und lud alle ein, in der Gaststätte auf dem Dreifaltigkeitsberg dem Vortrag beizuwohnen.



Am Nachmittag gab der Chor Proben seines Könnens in der Gaststätte. Nach dem Mittagessen informierte der 1955 in Darova geborene Organist, Musikwissenschaftler und Dirigent Prof. Dr. Franz Metz über die Banater Musikstadt Lugoș/Lugosch, die noch bis ins 19. Jahrhundert, geteilt durch den Fluss Timiș/Temesch, aus einem deutschen und einem rumänischen Stadtteil bestand. Auch wenn sie sich später vereinten, blieben doch die spezifischen ethnischen Mentalitäten und Kulturtraditionen weiterhin erhalten. Eine hervorragende Rolle spielte dabei die Musik. Dass Lugosch als Komitatshauptstadt zur Musikstadt wurde, sei besonders dem Kantorlehrer, Kirchenmusiker, Dirigenten und Komponisten Conrad Paul Wusching (1827-1900) zu verdanken. Er leitete die Kirchenmusik an der Minoritenkirche und gründete 1852 zusammen mit einigen Freunden den Lugoscher Gesangverein. In seinem Gefolge führten viele weitere Musiker die Musiktraditionen fort: etwa Stefan Valker, Josef Emanuel Ranftl, Wilhelm und Emerich Schwach, Josef Willer, Andor Arató, Geza Neidenbach und Martin Metz. Der Orden der Minoriten bot der Lugoscher Kirchenmusik einen geeigneten Rahmen und Entfaltungsmöglichkeiten. Erst nach 1990 konnte Franz Metz viele Dokumente des vergessenen und teilweise aus ideologischen Gründen verschwiegenen deutschen Bereichs des faszinierenden Lugoscher Musiklebens wiederentdecken und erforschen. Um es ans Licht der wissenschaftlichen Öffentlichkeit zu ziehen, widmete Metz ihm eine 334 Seiten starke Abhandlung mit dem Titel „Wo man singt, da lass dich nieder. Wusching und die Anfänge der Lugoscher Musikgeschichte“. Das Buch erschien 2023 in der Edition Musik Südost.



Dr. Franz Metz (links) und Pfr. Paul Kollar

Stefan P. Teppert

Donauschwaben verbreiteten und wahrten den Glauben. Unter dem Motto „Mit dem Mut Mariens ...“ fand am 13./14. Juli 2024 die 63. Gelöbniswallfahrt der Donauschwaben nach Altötting statt

Entstehung der donauschwäbischen Gelöbniswallfahrten

Der 24. März 1946 – am Vorabend des Festes Mariä Verkündigung – war der Tag, an dem Pater Wendelin Gruber zusammen mit seinen hoffnungslos im Vernichtungslager Gakovo/Gakowa (Jugoslawien) dahinsiechenden donauschwäbischen Landsleuten in einer Messfeier bei überquellendem Gotteshaus gelobte, jährlich aus Dankbarkeit zu wallfahren, „wenn wir am Leben bleiben“. Zu Pfingsten 1946 wiederholte er dieses Gelöbnis bei einem geheimen Gottesdienst im Vernichtungslager Kničanin/Rudolfsgnad. An dieses Versprechen erinnerte der Jesuitenpater seine Landsleute, nachdem er durch Vermittlung von Bundeskanzler Konrad Adenauer aus sechsjähriger Kerkerhaft in Jugoslawien nach Deutschland entlassen worden war. Bis heute wird dieses Gelöbnis von Überlebenden und Bekennern bei Wallfahrten in Europa, Nord- und Südamerika jedes Jahr aufs Neue eingelöst. Längst ist es zum Klassiker donauschwäbischer Nachkriegsfrömmigkeit geworden. 1959 gründete Gruber die Gelöbniswallfahrt nach Altötting, die seither alljährlich am zweiten Wochenende im Juli als größte der donauschwäbischen Gelöbniswallfahrten stattfindet, unterbrochen lediglich durch die Corona-Pandemie, dieses Jahr zum 63. Mal.

Eröffnungsgottesdienst mit Vortrag

In der Stiftskirche zelebrierte am Samstag um 15 Uhr Stiftskanoniker Johann Palfi – wie in den Vorjahren – zusammen mit Pfr. Zoltán József Kocsik, Pfr. Paul Kollar, Msgr. Andreas Straub und Pfr. Karl Zirmer den Eröffnungsgottesdienst. In vier Sprachen begrüßte er seine Konzelebranten und Wallfahrerinnen und Wallfahrer aus Deutschland und Österreich, dem ehemaligen Jugoslawien, Rumänien und Ungarn im Namen des St. Gerhards-Werks und des Gerhardsforums und betonte, dass die Donauschwaben bis heute ihre Kultur und Religion heiliggehalten hätten und es darauf ankomme, dass sie Pater Wendelin Grubers Gelöbnis gemeinsam einlösten. Pfr. Zoltán József Kocsik stellte sich als Leiter des „Gerhardinums“ in Timișoara/Temeswar vor, einer katholischen Schule der Diözese Temeswar. Sie besteht

seit fast 30 Jahren, führt die Jugendlichen in die christliche Lehre ein, bereitet die Gymnasialschüler mit theologisch-humanistischem Profil auf das Abitur vor, wobei die erste Fremdsprache Deutsch und die zweite Englisch ist, hat ein eigenes Internat für 80 Schüler; in der eigenen Küche wird jeden Tag für 260 Kinder und Schüler gekocht. Kocsik brachte zum Ausdruck, mit dem St. Gerhards-Werk in Deutschland künftig zusammenarbeiten zu wollen, um der Jugend die Geschichte sowie das religiöse und kulturelle Erbe der Donauschwaben näherzubringen. Ursula Stöckl begleitete an der Orgel die heute in Bayern heimischen, aber aus dem Banater Bergland stammenden Weidenthaler Chormädels. Die Pilger lauschten ergriffen dem harmonischen Ensemble. Domkapitular Andreas Reinholz, Pfarrer an der Wallfahrtsbasilika minor Maria Radna im rumänischen Banat, referierte anschließend zum Thema „Märtyrer in der Zeit des Totalitarismus in Rumänien“. Nach dem schonungslosen Angriff des kommunistischen Regimes zunächst auf die deutsche Bevölkerung des Landes insgesamt mit Vertreibungsplänen, Internierung, Enteignung, Diffamierungskampagnen und Deportation zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion wuchs auch der Druck auf Religionen und Kirchen, vor allem auf die katholische Kirche in Rumänien, dessen Auswirkungen über Jahrzehnte hinweg und teilweise bis heute spürbar seien. Sämtliche Orden und Kongregationen, die sich mit Unterricht, Erziehung, Krankenpflege und sozialer Assistenz beschäftigten, wurden verboten, Bischöfe und Priester unter der Anklage der Spionage für den Vatikan verhaftet und ihre Kathedralen vom Staat übernommen. Aus dem rumänischen Banat seien insgesamt 55 Priester verhaftet und teils über Jahre in Einzelhaft gehalten worden. Reinholz selbst kannte davon noch 20 Persönlichkeiten, von denen er besonders das Schicksal von Bischof Adalbert Boros genauer schilderte. Trotz dessen langer Gefangenschaft und todesbereiten Bekenner-Schicksals habe er kirchentreu und ohne Hass auf seine Peiniger bis ins hohe Alter Mut, Freude und Optimismus ausgestrahlt und dadurch andere Menschen zum Glauben inspiriert.

Pontifikalamt und Lichterprozession

Der Vorabendgottesdienst in der Basilika St. Anna um 20 Uhr entfiel diesmal zugunsten eines Pontifikalamtes im Rahmen eines Symposiums über Papst Benedikt XVI. Dessen ehemaliger Privatsekretär, Erzbischof Dr. Georg Gänswein, war dabei der Hauptzelebrant zusammen mit Kurt Kardinal Koch. Auch die donauschwäbische Priesterschaft feierte den Gottesdienst mit. Nach der Messe prozessierten die Pilger, angeführt und mit Gebeten über Lautsprecher begleitet von dem Wallfahrtsrektor und Altöttinger Stadtpfarrer Prälat Günther Mandl, der donauschwäbischen Geistlichkeit und der Blaskapelle Altötting, in der Abenddämmerung mit ihren Kerzenlichtern von der Basilika zum Kapellplatz und umrundeten dreimal die Gnadenkapelle, stimmten vor

allem der Gottesmutter gewidmete Kirchenlieder an, manche in andächtiger Sangesfreude bis weit nach 22 Uhr.

Prozession zur Basilika

Am Sonntagmorgen bewegte sich zu den festlichen Klängen der Blaskapelle der HOG Sanktanna unter Leitung von Josef Wunderlich eine Prozession von der Stiftskirche zur Basilika. Voran gingen die Trägerinnen und Träger des Kreuzes, dahinter eine Kerze mit der Inschrift „63. Gelöbniswallfahrt“, dann in der Mitte die Fahne des St. Gerhards-Werks, links und rechts flankiert von einer Tafel mit dem Bildnis Pater Grubers und einer mit der Kirche des Wallfahrtsortes Maria Radna; es folgten Fahnenabordnungen, vier Frauen mit Marienstatue auf einer Trage, Musikkapelle, Geistlichkeit, Trachtenträger und Pilger.

Begrüßung in der Basilika

Nach dem Einzug aller Beteiligten in die Basilika begrüßte Dipl.-Ing. Josef Lutz aus Sântana/Sanktanna bzw. Nürnberg, Organisator der Wallfahrt und stellvertretender Vorsitzender des St. Gerhards-Werks Stuttgart, im Namen seiner Organisation und des Gerhardsforums München die Pilger und Gläubigen sowie namentlich eine Reihe von Ehrengästen, zuerst den Hauptzelebranten Erzbischof em. Dr. Ludwig Schick von der Diözese Bamberg, die stellvertretende Bürgermeisterin Christine Burghart in Begleitung, PD Dr. Angela Ilić vom Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der LMU München, den Vorsitzenden des St. Gerhards-Werks, Pfr. Klaus Rapp, Domkapitular i. R. Msgr. Dr. Josef Zerndl aus Scheßlitz, den ehemaligen Visitator der Donauschwaben EGR, Msgr. Andreas Straub, den Geistlichen Beirat im St. Gerhards-Werk Stuttgart und im Gerhardsforum München, Pfr. Paul Kollar, den Vorsitzenden des Südostdeutschen Priesterwerks, Pfr. Karl Zirmer, Pfr. Adam Possmayer aus dem Vorstand des Südostdeutschen Priesterwerks, Domkapitular Andreas Reinholz vom Wallfahrtsort Maria Radna im Banat, Domkapitular und Schuldirektor im Temeswarer „Gerhardinum“, Pfr. Zoltán József Kocsik, Stiftskanoniker in Altötting, Johann Palfi, die Donauschwäbische Singgruppe aus Landshut unter Leitung von Reinhard Scherer, den Bundesvorsitzenden der Landsmannschaft der Banater Schwaben, Peter-Dietmar Leber mit seiner Frau Hiltrud, den stellvertretenden Bundesvorsitzenden der Landsmannschaft der Banater Schwaben, Georg Ledig, den Vorsitzenden des Kulturwerks der Banater Schwaben, Bernhard Fackelmann mit Gattin, den Landesvorsitzenden der Banater Schwaben in Bayern, Harald Schlapansky, die Delegation des St. Gerhards-Werks in Ungarn mit Maria Herein Kőrös, Csaba Schönberger und Maria Mirk, die Delegation der Donauschwaben aus Oberösterreich mit Landesobmann Paul Mahr

und der DAG-Vorsitzenden Mag. Maria Zugmann-Weber, den Vorsitzenden des Weltdachverbandes der Donauschwaben und Vorsitzenden der Landsmannschaft der Donauschwaben in Deutschland, Gymnasiallehrer Jürgen Harich aus Tuttlingen, Paul Beiwinkler mit einer Delegation der Donauschwaben des Landesverbandes Bayern, die Fahnenträger des St. Gerhards-Werks Gaby, Hans und Ulrike Kiefer, die Journalistin Roswitha Dorfner vom Passauer Bistumsblatt, Stefan Teppert M. A. von der donauschwäbischen Presse, die Gäste aus Amerika, Kanada, Argentinien und Brasilien, die Trachtenträger, Fahnenabordnungen, die Träger des Kreuzes, der Kerzen und der Marienstatue, die Blaskapelle der HOG Sanktanna, das gesamte Organisationsteam und die Aktiven mit Nikolaus Laub, Johann Noll und Johannes Schüssler, schließlich alle Pilger und Gläubigen aus nah und fern.

Wort des Laien

Die wissenschaftliche Mitarbeiterin vom Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der LMU München, PD Dr. Angela Ilić, sprach das Wort des Laien zum Thema „Märtyrer und Glaubenszeugen als mutige Vorbilder“. Schon gleich zu Beginn des Christentums seien seine Anhänger verfolgt, gefoltert und getötet worden, mehr oder weniger intensiv während seiner ganzen Geschichte. Im 20. Jahrhundert verankerten besonders kommunistische Ideologien und Gesellschaftsordnungen ihre feindliche Haltung gegenüber Religion und Gläubigen im Staate. So habe die Verfolgung der Kirchen und Religionsgemeinschaften sowie ihrer Mitglieder und Sympathisanten in Russland unmittelbar nach der sowjetischen Machtübernahme begonnen. In Südosteuropa sei dies mit großer Intensität in den 1940er Jahren erfolgt. Bereits während des Zweiten Weltkriegs seien Gewalttaten von Partisanen und Kommunisten begangen worden. Eine intensive Kirchenverfolgung wurde nach Kriegsende offiziell gemacht und systematisiert. In den Staaten des Ostblocks und Südosteuropas habe man religiöse Amts- und Machttträger gezielt zu Opfern von Gewalt gemacht, aber auch unzählige Laien wegen ihres Glaubens verfolgt, verhaftet, gequält, bei der Studien- und Berufswahl benachteiligt, in Schauprozessen verurteilt, in Umerziehungs- und Arbeitslager geschickt, sogar getötet. Unzählige Gotteshäuser wurden zerstört oder umfunktioniert, religiöse Orden aufgelöst, kirchliche Schulen verstaatlicht, kirchliches Eigentum enteignet oder nationalisiert. Durch die Wellen der Verfolgung über die Jahrzehnte bis zur politischen Wende wurden Tausende zu Märtyrern – und diejenigen, die Schikanen und Gräueltaten überlebten, zu Glaubenszeugen. Viele von ihnen kennen wir namentlich, wahrscheinlich seien aber viele Tausende namenlos geblieben. Die kommunistischen Regierungen in Rumänien und Ungarn, besonders aber in Jugoslawien hätten hart daran gearbeitet, die Geschichte nicht nur dieser Märtyrer, sondern auch die Erinnerung an die Donauschwaben

überhaupt zu tabuisieren und in die Vergessenheit zu treiben. Nach dem Vorbild der Märtyrer und Glaubenszeugen sei es deshalb unsere Aufgabe, mutig die Prinzipien unseres Glaubens in bedrängter Lage zu verteidigen und die Erinnerung an die Missstände wachzuhalten und weiterzugeben, die zum Leiden dieser Menschen geführt haben. Wenn wir merken, dass die Erinnerung an bestimmte Gräueltaten unterdrückt oder banalisiert wird, oder wenn historische Tatsachen umgedeutet oder geleugnet werden, müssen wir dem mit unerschrockener Bestimmtheit, aber ohne Hass unser eigenes Narrativ entgegensetzen. Durch Erinnerung machen wir, so Ilić, die Versuche der kommunistischen Regierungen zunichte, welche die Donauschwaben und ihre Geschichte auslöschen wollten. Dies sei vor allem durch Dokumentationen gelungen: Durch das von Papst Johannes Paul II. initiierte mehrbändige Werk „Zeugen für Christus. Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts“ sowie durch das vom St. Gerhards-Werk herausgegebene, fast 800 Seiten umfassende „Donauschwäbische Martyrologium“.

Pontifikalamt



In der Basilika feierte anschließend Erzbischof em. Dr. Ludwig Schick aus Bamberg zusammen mit Pfr. Klaus Rapp, Msgr. Andreas Straub, Msgr. Dr. Josef Zerndl, Pfr. Paul Kollar, Pfr. Andreas Reinholz, Pfr. Zoltán József Kocsik, Pfr. Karl Zirmer, Pfr. Adam Possmayer und Stiftskanoniker Johann Palfi das Hochamt. Die Donauschwäbische Singgruppe Landshut unter Leitung von Reinhard Scherer durchdrang die Basilika mit den Wohlklängen der Messe von Franz Schubert (1797-1828) sowie der Lieder „Wenn ich ein Glöcklein wär’ ...“ und „Ich bete an die Macht der Liebe“.

In seiner Predigt sagte Erzbischof Schick, Altötting sei nicht nur die Herzkammer der Wittelsbacher – wo sie ihre Herzen beisetzen ließen, sondern auch die Herzkammer des christkatholischen Lebens in Süddeutschland. „Herz Bayerns“ werde Altötting genannt. Im übertragenen Sinn bedeute Herzkammer den Ort, wo die Lebensenergien aufgefrischt werden, im christlichen Sinn die Erneuerung des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Auffrischung mit dem Geist Jesu Christi, der

uns Christen authentisch leben und Zeugnis von unserem Glauben geben lässt. Weil wir Christen reich beschenkt seien mit der Vergebung der Sünden, mit Weisheit und Einsicht, mit der Hoffnung, dass die Fülle der Zeiten in Christus heraufgeführt und das Himmelreich dann für ewige Zeiten bestehen wird, müssten wir demgemäß heitere und frohe Menschen sein. Die Donauschwaben, so Schick, haben sich in ihrer ganzen Geschichte durch Gottvertrauen und Mut ausgezeichnet, das Christentum an den Grenzen Europas gesichert und nach Osten hin ausgebreitet. Sie haben in der Habsburgermonarchie und in allen politischen Systemen danach den katholischen Glauben hoch und heilig gehalten. Dafür verdienen sie Dank und Anerkennung. In Deutschland und Europa befinde sich das Christentum heute in einer tiefen Krise, in einer Entkirchlichung. Sogar das „Friedensprojekt Europa“ stehe auf dem Spiel. Auch die christliche Ethik werde in Frage gestellt. Es brauche daher mehr Spiritualität, mehr Frömmigkeit, mehr Geist Christi, mehr Mut, mehr gelebten Glauben im Alltag, mehr christliche Werte in Ehe und Familie, Gesellschaft und Politik. Jede und jeder von uns und ebenso die ganze christliche Gemeinschaft, die Kirche in Deutschland und in ganz Europa brauchen das, was Herzkammer bedeutet und bewirken will: Anreicherung mit dem Sauerstoff Jesu Christi, Erneuerung der Energien aus dem Heiligen Geist für ein christliches Leben und Zeugnis. Christlichkeit und Kirchlichkeit müssten sich gegenseitig erhalten, stärken und erneuern. – Traditionsgemäß spielte nach dem Gottesdienst und vor dem Auszug zum Gedenken an die Toten bei geneigten Fahnen die Blaskapelle der HOG Sanktanna die zwei getragenen Stücke: „Ich hatt’ einen Kameraden“ und den Totenmarsch „Ewige Nacht“.



Donauschwäbische Singgruppe Landshut

Marienandacht

Am Nachmittag wurde in der Basilika die Marienandacht von Pfr. Andreas Reinholz und Pfr. Zoltán József Kocsik gefeiert, es konzelebrierten Pfr. Klaus Rapp, Pfr. Paul Kollar, Pfr. Karl Zirmer, Msgr. Andreas Straub und Stiftskanonikus Johann Palfi. In seiner Andachtspredigt vertiefte Pfr. Kollar abermals das Thema des

vertrauensvollen Mutes. Am Ende segnete Msgr. Straub die von den Pilgern erworbenen Andachtsgegenstände. Mit seinen 88 Lebens- und 63 Priesterjahren hat er diese Segnung heuer zum einunddreißigsten Mal vorgenommen. – In diesem Jahr wurden Teile der Wallfahrt erstmals vom Fernsehsender K-TV live übertragen. So konnten zahlreiche Menschen im In- und Ausland, in Europa und Übersee ein Ereignis dankbar mitverfolgen, an dem sie nicht selten in früheren Jahren selbst noch als Pilger teilgenommen hatten. Die Einschaltquote sei laut Sender dadurch signifikant gestiegen.



Domkapitular Andreas Reinholz aus Maria Radna (links) mit Schuldirektor Zoltán József Kocsik vom Gerhardinum Temeswar.

Stefan P. Teppert

Märtyrer und Glaubenszeugen: Mutige Vorbilder. Wort des Laien bei der 63. Gelöbniswallfahrt der Donauschwaben

Es braucht Mut, sich für die eigene Überzeugungen auszusprechen. Besonders, wenn die meisten anders glauben als wir – oder gar nicht glauben. Und besonders, wenn wir wissen, dass es uns kosten kann.

Was und wer sind Märtyrer? Sie sind Männer und Frauen, Kinder, Jugendliche, aber auch ältere Menschen. Sie kennt man von der Antike, von der Geschichte des

Frühchristentums. Denn gleich nach ihrer Gründung wurden Mitglieder der christlichen Kirche verfolgt, oft gefoltert und getötet. Dieses Phänomen begleitete die Geschichte des Christentums durch die darauffolgenden Jahrhunderte, und war mal mehr, mal weniger intensiv. Die Geschichten der bekannten Märtyrer der Kirche, die die meisten von uns bereits als Kinder gehört haben, werden aus einer zeitlichen Entfernung betrachtet manchmal romantisiert. Aber es gibt nichts Romantisches an Verfolgung, Folter und Tötung von Menschen nur wegen ihres christlichen Glaubens.

Auch im 20. Jahrhundert wurden Christen intensiv verfolgt, durch Angehörige verschiedener Ideologien und Regime. Die feindliche Haltung gegenüber Religion und Gläubigen wurde in den nach kommunistischer Ideologie und Gesellschaftsordnung eingerichteten Staaten verankert und von Anfang an bemerkbar. Die Verfolgung der Kirchen, Religionsgemeinschaften und ihrer Mitglieder oder Sympathisanten fing in Russland unmittelbar nach der sowjetischen Machtübernahme an. In Südosteuropa erfolgte dies mit großer Intensität in den 1940er Jahren. Bereits während des Zweiten Weltkrieges wurden Gewalttaten von Partisanen und Kommunisten begangen. Die intensive Kirchenverfolgung wurde nach Kriegsende offiziell gemacht und systematisiert: In den Staaten des Ostblocks und Südosteuropas wurden religiöse Machtträger – Bischöfe, Priester, Pfarrer, Ordensleute – gezielt zum Opfer von Gewalt. Aber auch unzählige Laien wurden wegen ihres Glaubens verfolgt, verhaftet, gequält, bei der Studien- oder Berufswahl benachteiligt, in Schauprozessen verurteilt, inhaftiert, in Umerziehungs- oder Arbeitslager oder zur Zwangsarbeit geschickt, sogar getötet. Unzählige Gotteshäuser wurden zerstört oder umfunktioniert, religiöse Orden aufgelöst, kirchliche Schulen verstaatlicht, kirchliches Eigentum enteignet oder ebenfalls nationalisiert.

Die Intensität der Verfolgung war unterschiedlich im Zeitraum vom Zweiten Weltkrieg bis zur politischen Wende, unterschiedliche Wellen, die teilweise von Ereignissen in der Globalpolitik und in der jeweiligen staatlichen Innenpolitik beeinflusst wurden. Die offizielle Staatspolitik gegenüber der Religion und den Religionsgemeinschaften schwankte in diesen Jahrzehnten meistens zwischen aktiver Verfolgung und Duldung, mit gesellschaftlicher Benachteiligung.



PD Dr. Angela Ilić

Die Haltung gegenüber Religion war in den verschiedenen Ländern der Region unterschiedlich. Albanien, ein Land das sich ab 1961 politisch zunehmend isolierte, wurde von der Partei der Arbeit Albanien im Jahr 1967 zum ersten atheistischen Staat der Welt deklariert. Auch

in der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien, trotz vergleichbar liberalen Wirtschaftsbedingungen und bestimmten Freiheiten für seine Staatsbürger besonders ab den 1970er Jahren, wurden Gläubige verfolgt.

Durch diese Verfolgungswellen wurden Tausende zu neuen Märtyrern – und diejenigen, die die Gräueltaten und die Schikane überlebten, zu Glaubenszeugen. Von vielen kennen wir den Namen – aber es gibt zahlreiche, wahrscheinlich viele Tausende, die namenlos geblieben sind.

Märtyrer gab es auch im donauschwäbischen Kontext. Für eine Auflistung aller Namen, die uns bekannt sind, muss ich an dieser Stelle verzichten. Aber die Namen und die Personen bleiben nicht vergessen: Dafür sorgen auch wichtige Publikationen, wie das vom St. Gerhards-Werk veröffentlichte „Donauschwäbische Martyrologium“ oder das von Helmut Moll geschriebene Buch „Die katholischen deutschen Märtyrer des 20. Jahrhunderts“ sowie das von ihm herausgegebene, breiter orientierte mehrbändige Werk „Zeugen für Christus. Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts“.¹ Sie zeigen, dass es immer noch Interesse besteht, die Erinnerung (auch) an die donauschwäbischen Märtyrer und Glaubenszeugen vor dem Vergessen zu retten.

Es ist ein Verdienst, denn die jugoslawische kommunistische Regierung arbeitete hart daran, die Geschichte nicht nur dieser Märtyrer, sondern die Geschichte und die Erinnerung an die Donauschwaben überhaupt zu tabuisieren und in die Vergessenheit zu treiben. Nachdem die Deutschen in Jugoslawien zum Staatsfeind deklariert wurden und kollektive Schuld zugewiesen bekamen, ging dies etwas leichter. Auch in Ungarn, wo die Ungarndeutsche 1946 vertrieben wurden, oder in Rumänien, wo die deutschsprachigen Minderheitengruppen unterdrückt wurden, sah es nicht deutlich besser aus. Deutsche oder deutschsprachige Märtyrer des Glaubens waren also in den offiziellen nationalen Narrativen im doppelten Sinne unerwünscht.

Umso wichtiger ist es, die Erinnerung an sie wach zu halten, auch nach so vielen Jahren – oder gerade deshalb. Denn Märtyrer und Glaubenszeugen haben als Vorbilder eine mehrschichtige Botschaft. Erstens können wir aus ihrem Beispiel, aus ihren Erfahrungen Inspiration schöpfen. Sie sind Vorbilder dafür, wie mutig man sein kann, auch, wenn das eigene Leben in Gefahr ist. Wie mutig man sein kann, wenn es dazu kommt, den eigenen Glauben zu verteidigen. Sie erinnern uns daran, dass auch wir

mutig sein können, mutig sein sollen in unserem eigenen Kontext, wenn es um die Prinzipien des Glaubens geht. Auch wenn wir heute in einer ganz anderen Welt leben, bleiben Kriege, Bedrohung der Religionsfreiheit und Verfolgung für viele Christen in dieser Welt Teil ihrer täglichen Erfahrungen.

Zweitens sollten wir auch die Erinnerung an die Missstände wachhalten, die zum Martyrium dieser Menschen geführt haben. Nicht, dass wir Rache ausüben können. Nicht, dass wir verbittert werden. Nicht, dass wir es dem Hass erlauben, in unseren Herzen Platz zu nehmen und zu wachsen. Nein, wir sollten Vergebung ausüben. Dazu sind wir also Christen berufen, auch wenn es manchmal als eine äußerst schwierige, ja fast unmögliche Aufgabe erscheint.

Wir sollten die Erinnerung an die Missstände erhalten, sodass sich historische Erfahrungen nicht wiederholen können. Sodass es nicht erneut zu weiteren Kriegen auf europäischem Boden kommt. Und dazu braucht man Mut. Mut, um die eigene Stimme zu erheben, wenn wir um uns unmenschliche Verachtung, Hass, Ausgrenzung oder Gewalt erfahren. Wenn wir totalitaristische Tendenzen erkennen. Wenn wir merken, dass die Erinnerung an bestimmte Gräueltaten unterdrückt oder banalisiert wird, oder wenn Menschen versuchen, historische Tatsachen „neu zu interpretieren“.

Die Erinnerungskulturen in den südosteuropäischen Ländern sind immer noch ambivalent, wenn es dazu kommt zu entscheiden, inwiefern und auf welche Weise sie donauschwäbische Geschichte und donauschwäbisches Opfer darstellen sollten. In der Geschichtsschreibung lassen sich ähnliche Tendenzen erkennen. Es gibt rivalisierende Narrative in der Öffentlichkeit, die den Verbrechen und ihren Opfern jeweils unterschiedliche Rollen und Bewertungen zuschreiben.

Unsere Aufgabe ist es also zu erinnern, diese Erinnerung an die nächsten Generationen weiterzugeben und Vergebung auszuüben, Mut zu schöpfen und Hoffnung zu finden, auch in scheinbar hoffnungslosen Situationen, auch im Angesicht von Verfeindung und Verfolgung. Genau an diese Geschichten, an die Geschichten der Märtyrer und Glaubenszeugen, sollten wir uns dabei erinnern. Und durchs Erinnern machen wir die Versuche der kommunistischen Regierungen nichtig, die die Donauschwaben und ihre Geschichte auslöschen wollten.

Angela Ilić

¹ Donauschwäbisches Martyrologium. Die Opfer von Gewalt und Verfolgung bei den Donauschwaben in Jugoslawien, Rumänien und Ungarn im 20. Jahrhundert. Märtyrer und Bekenner unter Geistlichen, Ordensleuten und Laien, Aachen-Stuttgart 2016. – Moll, Helmut: Die katholischen deutschen Märtyrer des 20.

Jahrhunderts. Ein Verzeichnis, Paderborn u. a. ⁴2005. – Ders. (Hg.): Zeugen für Christus: Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts, 2 Bde., Paderborn u. a. ⁸2024.

Die katholische Kirche in Rumänien im Kommunismus. Mit dem Fokus auf Bischof Adalbert (Béla) Boros

Die Leidensgeschichte der katholischen Kirche in Rumänien begann nicht blitzartig, von einem Tag zum anderen. Zahlreiche kleine und größere Zeichen ließen eine solche Entwicklung vermuten, bis es zu einem direkten und schonungslosen Angriff kam, dessen Effekte über Jahrzehnte, teilweise auch heute noch spürbar sind.

Rumänien trat 1941 an der Seite Deutschlands in den Zweiten Weltkrieg ein. Nach dem Umsturz vom 23. August 1944 kündigte König Michael I. dem Deutschen Reich das Waffenbündnis auf. Bis Kriegsende kämpfte Rumänien an der Seite der Alliierten gegen Deutschland.

Ehemalige politische Aktivisten und bekannte Persönlichkeiten wie Pfarrer, Lehrer, Journalisten, Ärzte, circa 2.000 bis 3.000 an der Zahl, wurden in den Lagern von Târgu Jiu, Slobozia und Turnu Măgurele interniert.

Die rumänische Regierung beabsichtigte, die Deutschen zu vertreiben. Bis zur angestrebten Vertreibung sollten alle Banater Schwaben in zwei bis drei Zentren zwangsumgesiedelt werden. Alle Deutschen ab dem Alter von 16 Jahren wurden 1944 registriert. Die rumänische Presse startete eine Diffamierungskampagne gegen die deutsche Bevölkerung, so in „Romania Libera“ vom 1. Oktober 1944: „Ihre Besitztümer müssen enteignet werden. Im freien Rumänien ist für Sachsen und Schwaben nur noch in Lagern Platz.“

Obwohl sich die USA dagegen wehrten, verlangte das sowjetische Oberkommando am 6. Januar 1945 die Deportation der Banater Schwaben zur Zwangsarbeit in der Sowjetunion. Bereits am 16. Dezember 1944 erließ Stalin einen geheimen Befehl zur Mobilisierung und zum Einsatz der arbeitsfähigen Deutschen aus Rumänien, Ungarn, Bulgarien und Jugoslawien zu Wiederaufbauarbeiten im Donbass-Kohlebecken und den Eisenhüttenbetrieben im Süden der damaligen Sowjetunion.

Am 31. Dezember 1944 ergingen Anweisungen des Innenministeriums zur Aushebung aller deutschen Männer im Alter von 16 bis 45 und Frauen von 18 bis 30 Jahren; einzige Ausnahmen waren Frauen mit Kindern unter einem Jahr. Weitere Ausnahmen folgten für Frauen, die mit Rumänen verheiratet waren. Die Deportierten sollten Verpflegung für 15 Tage, Winterkleidung, Bettwäsche, Besteck und Hygieneartikel mit einem Gewicht bis zu 20 Kilogramm mit sich führen.

Der Transport dauerte mehrere Wochen. In ungeheizten Viehwaggons waren Menschen zusammengepfercht, es

gab keine Schlafplätze, kein Trinkwasser und keine Hygienevorrichtungen.

Zum Leben im Lager gehörten Appelle am Morgen und am Abend, militärische Überwachung der Arbeitsbattalione, Schlafen in ungeheizten Baracken mit Flöhen, Läusen, Wanzen und Skabiesmilben als Bettgenossen, Arbeiten in Kohlegruben, in der Schwerindustrie, bei Erd-, Wald- und Bauarbeiten ohne Arbeitsschutzmaßnahmen. Es gab täglich eine Krautbrühe und 300 Gramm trockenes Brot pro Person. Wer sein Arbeitspensum nicht schaffte, dem wurde die Essensration gekürzt. Ins Krankenhaus kamen die meisten nur zum Sterben. Die Gesamtzahl der Deportierten betrug laut einem rumänischen Bericht 70.148 Personen. Davon sind bis 1949 15 bis 20 Prozent in den sowjetischen Lagern gestorben.

Am 6. März 1945 wurde die Regierung von Petru Groza gebildet, dadurch kam die kommunistische Partei an die Macht. Allmählich begann eine zunehmende Überwachung der Religionen. Die Regierung erklärte, sie sei bereit und offen an einer Zusammenarbeit zwischen Staat und Kirche, doch mehrere Maßnahmen ließen das Gegenteil vermuten. Die Regierung versuchte immer mehr, einen wachsenden Druck auf die Kirchen auszuüben. Laut der Verfassung von 1923 besaßen die 10,5 Millionen orthodoxen Gläubigen – als nationale Kirche – einige Sonderrechte, so wurden zum Beispiel ihre Kleriker vom rumänischen Staat bezahlt. Zugleich wurde die Bekehrung griechisch-katholischer Kleriker und Laien zur orthodoxen Kirche betrieben.

Die kommunistische Regierung versuchte, den Einfluss des Vatikans zu mindern und durch eine wachsende Kontrolle des Staates zu ersetzen. Am Ende des Zweiten Weltkrieges bestand die römisch-katholische Kirche aus fünf Bistümern: Alba Iulia, Oradea-Satu Mare, Timișoara/Temeswar, Iași und Bukarest. An der Spitze dieser befanden sich die Bischöfe: Áron Márton, János Scheffler, Augustin Pacha, Anton Durcovici und Alexandru Cisar. Die Zahl der Katholiken betrug circa 1,3 Millionen Mitglieder: 450.000 in Siebenbürgen, 200.000 in Oradea-Satu Mare, 300.000 in Temeswar, 200.000 in Iași und 80.000 in Bukarest.

Der evangelische Bischof und Bischof Augustin Pacha aus Temeswar verlangten eine Audienz bei Ministerpräsidenten Petru Groza und baten um die Rückkehr der verschleppten Eltern, jedoch brachten diese Interventionen nicht den erhofften Erfolg. Da ließ das Ordinariat Gebetszettel drucken, verteilte sie an die Pfarrämter und man betete nach jedem Gottesdienst in den Kirchen für die „Arbeitsdienstler [...] und die verlassenen Kinder“.

Am 13. April 1948 wurde die neue Verfassung in Kraft gesetzt. Sie garantierte die freie Ausübung der Religion in dem Maße, dass ihre Rituale und Praktiken nicht im Widerspruch zur Verfassung stehen sollten. Keiner

Konfession war erlaubt, Schulen zu eröffnen oder zu unterhalten, mit Ausnahme der speziellen Schulen zur Vorbereitung des Klerus unter staatlicher Kontrolle. Die griechisch-katholische Kirche fand keine Erwähnung. In der rumänischen Presse begann eine systematische Kampagne gegen die katholische Kirche, gegen den katholischen Klerus und gegen Vatikan und Papst. Mit harten Worten griff Gheorghe Gheorghiu-Dej die katholische Kirche an.

Das Kultusgesetz vom 3. August 1948 und die Aufkündigung des Konkordats mit dem Vatikan am 17. Juli 1948 veränderten den Status der katholischen Kirche. Sie wurde nur mehr toleriert, da sie nicht bereit war, den Staat und die kommunistische Parteiführung als oberste Instanz anzuerkennen und sich von der römischen Kirche loszusagen. Aus demselben Grund und mit demselben Gesetz wurde die griechisch-katholische Kirche verboten, die religiösen Orden und Kongregationen aufgelöst, Gebäude und Vermögen enteignet, drei von fünf römisch-katholischen Bistümern aufgelöst und alle Bischöfe abgesetzt und verhaftet.

Ein Gesetz vom 4. August 1948 schrieb vor, dass eine Diözese mindestens 750.000 Mitglieder haben musste. Demnach wurde die Zahl der Bistümer auf zwei reduziert: eines für Siebenbürgen und Banat und eines für Iași-Bukarest. Die Diözesen Oradea-Satu Mare und Timișoara blieben Dekanate. Im September 1948 wurde drei Bischöfen ihre Vollmacht entzogen; nur noch zwei blieben im Amt: Áron Márton und Anton Durcovici.

Die Regierung verlangte von den Bischöfen die Erarbeitung eines Statuts – das die Organisation und das Funktionieren der Bistümer beinhalten sollte – innerhalb von 3 Monaten, das anschließend zur Genehmigung vorgelegt werden musste. Von den 46 vorgeschlagenen Artikeln wurden nur drei akzeptiert. Auch die zweite Variante eines Statuts wurde vom Kultusministerium zurückgewiesen. Sämtliche Orden und Kongregationen, die sich mit Unterricht, Erziehung, Krankenpflege und sozialer Assistenz beschäftigten, wurden verboten.

Laut den Akten des Heiligen Stuhls hatte die griechisch-katholische Kirche in Rumänien im Jahr 1948 1.822 Priester, 2.429 Kirchen und 1.600.857 Gläubige. Das Verhältnis zwischen dem Vatikan und Moskau verschlechterte sich vor allem 1948. In der Nacht vom 28. zum 29. Oktober 1948 wurden alle sechs griechisch-katholischen Bischöfe und 25 Priester verhaftet, ihre Kathedralen wurden vom Staat übernommen.

Am 1. Dezember 1948 wurde laut Dekret Nr. 358 der Großen Nationalversammlung die griechisch-katholische Kirche aufgelöst. Die Kathedralen und bischöflichen Zentren wurden vom Staat übernommen, während Eigentum und Kirchen der griechisch-katholischen

Pfarreien der Rumänisch-Orthodoxen Kirche übergeben wurden.

Die griechisch-katholischen Bischöfe und Priester, die am 28. und 29. Oktober verhaftet wurden, waren bis 24. Mai 1950 im Kloster Căldărușani untergebracht und wurden von dort in das Gefängnis von Sighetul Marmăției überführt.

Der Apostolische Nuntius von Bukarest, Gerald Patrick O'Hara, erhielt vom Vatikan den Auftrag, anstelle der eingekerkerten Bischöfe sechs griechisch-katholische Priester zu Bischöfen zu weihen, damit die Hierarchie gesichert blieb. Der Nuntius hat zwischen dem 30. November 1948 und November 1950 sechs Bischöfe im Geheimen geweiht. Die kommunistische Regierung hat bis Ende 1951 diese sechs Bischöfe verhaftet.

1950 wurde der Bischof von Temeswar, Dr. Augustin Pacha, die Domherren Dr. Josef Waltner, Dr. Johann Heber und Dr. Adalbert (Béla) Boros, Generalvikar Dr. Josef Plesz, Domkapitular Dr. Josef Nischbach, Dr. Hildegardis Wulff, Priorin der Benediktinerinnen in Temeswar, Schwester Patricia Zimmermann OSB St. Lioba sowie nahezu alle Erz- und Kreisdechanten der Diözese verhaftet und angeklagt. Die Hauptanklagepunkte waren: Spionage für den Vatikan, Hochverrat, Nationalismus, Waffen-, Gold- und Devisenschmuggel, Moralverstöße, staatsfeindliche Einstellung.

Bischof Augustin Pacha wurde zu 18 Jahren, der im Geheimen geweihte Bischof Adalbert Boros zu lebenslänglicher Haft, Prälat Johann Heber zu zwölf Jahren schwerer Kerkerhaft sowie Verlust der Bürgerrechte, Beschlagnahmung des Vermögens, Geldstrafen und die Zahlung hoher Gerichtsspesen verpflichtet. Der schwerkranke und fast erblindete Bischof Pacha wurde im Juli 1954, vier Monate vor seinem Tod, entlassen.

Verhaftet wurden insgesamt 55 Priester aus dem rumänischen Banat, Märtyrer bzw. Bekenner. Ich kannte noch persönlich davon 20 Priester, Schwester Patricia Zimmermann und Schwester Gerda Kernweisz.

Bischof Adalbert Boros hat nach seiner Verhaftung am 10. März 1951 die Zeit bis Juni im Keller der Securitate von Temeswar verbracht und wurde anschließend – bis zur Verkündung des Gerichtsurteils am 17. September – nach Bukarest in den Keller des Innenministeriums überführt. Bis 1955 saß er seine Haftzeit zusammen mit weiteren vier Bischöfen in Sighetul Marmăției ab. Die vier Bischöfe waren: Áron Márton, Augustin Pacha, Joseph Schubert und Alexandru Todea, der geheim geweihte Bischof der griechisch-katholischen Diözese Blaj. Ihre Aufgabe war die Reinigung der Toiletten. Bischof Boros musste nach dem Tod mehrerer Gefangener deren Zimmer reinigen.

Im März 1955 wurden sie nach Râmnicu Sărat transportiert. Dieses Gefängnis war dafür bekannt, dass die Verurteilten auf Einzelzellen verteilt wurden. Um den Kontakt miteinander zu verhindern, war nur jede zweite Zelle belegt. Bischof Boros erzählte öfters, dass er in seinen zweieinhalb Jahren Einzelhaft keinen Mitgefangenen sehen konnte. Wenn man ihm das Essen brachte, musste er mit dem Rücken zur Tür, in der gegenüberliegenden Ecke der Zelle, stehen. In Râmnicu Sărat blieben die Zellen im Winter ungeheizt.

Nach zweieinhalb Jahren wurde Boros nach Pitești überführt. Dort starben viele Häftlinge an Hunger. Nach weiteren zweieinhalb Jahren kam er in das Gefängnis von Dej, von dort wurde er schließlich nach Gherla gebracht, bis er schließlich am 4. August 1964 begnadigt wurde. Sein erster Weg führte ihn nach Maria Radna, mit dem Zug, direkt vom Gefängnis. In Maria Radna angekommen, läutete er an der Pforte des Klosters. Ein Franziskanerbruder öffnete, erkannte ihn aber nicht; er ließ ihn an der Pforte stehen und fragte den Guardian, Pater Ernst Harnisch, was er tun solle mit einem schwach gekleideten Mann, der von sich behauptete, Bischof zu sein. Daraufhin ging der Guardian an die Pforte, erkannte den abgemagerten Bischof, ließ ihn ins Gebäude, wo er sich waschen und rasieren konnte, um anschließend nach fast vierzehn Jahren eine Heilige Messe in der Wallfahrtskirche zu feiern. Während der langen Kerkerjahre hatte der Bischof seine Stimme verloren und dachte immer wieder: Was werde ich tun, wenn ich wieder freikomme, ohne meine Stimme? Er erzählte: „Als ich am Gnadenaltar die Messe begonnen habe, war meine Stimme plötzlich wieder da! Ein Wunder! Dafür danke ich heute noch der Gottesmutter von Radna.“ Jedes Jahr, am 4. August, reiste er nach Maria Radna, um Maria zu danken und dort die Messe zu feiern.

Anfang September 1971 kam von Kardinal Franz König ein Telegramm, in dem er Bischof Boros mitteilte, ihn am 8. September in Temeswar zu besuchen. Kurze Zeit später konnte Bischof Boros nach mehreren Jahrzehnten nach Rom reisen und wurde dort von Papst Paul VI. empfangen. Die Journalisten aus Westeuropa begegneten zum ersten Mal einem Bischof, der nach vierzehn Jahren Gefängnis als einfacher Kaplan tätig war. Danach folgte ein Raum von zehn Jahren, bis Bischof Boros erneut einen Reisepass bekam, diesmal dank der Intervention von Kardinal Joseph Höffner aus Köln. In Köln konnte er mit seinem Hausherrn gemeinsam das 50-jährige Priesterjubiläum feiern. Dabei sagte er im Dom zu Köln: „Die größte Gnade meines Lebens ist meine Berufung zum priesterlichen Dienst, die zweitgrößte Gnade meines Lebens sind die vierzehn Jahre Gefängnis.“ – Diese Worte sind nicht leicht zu verstehen!

Oberst Roland Vasilievici von der Securitate, der den Bischof im Laufe der siebziger und achtziger Jahre besuchte, vor allem, wenn Einladungen von höchsten

Stellen eingetroffen waren, sagte einmal zum Bischof: „Püspök úr, magának három pápája van? – Herr Bischof, Sie haben drei Päpste?“ Nicht nur der Vatikan, auch die Kardinäle aus Wien und Köln hatten ihm Einladungen geschickt. Nach der Wende kam der Oberst zum letzten Mal zum Bischof und bat ihn um eine Erklärung, aus der hervorgehen sollte, dass er ihn im Laufe der Jahre nicht schlecht behandelt und ihm keine Schäden zugefügt hätte.

Wenige Wochen nach meiner Priesterweihe erreichte mich am 1. August 1975 die Ernennung des Temeswarer Oberhirten, Ordinarius Konrad Kernweisz, zum Kaplan in der Temeswarer Josefstadt. Am Tag zuvor meldete ich mich bei meinem neuen Chef, Msgr. Péter Pázmány. Da lernte ich auch den Titularbischof Adalbert Boros kennen, der schon seit mehreren Jahren im selben Pfarrhaus wohnte. Das Einzige, was ich von ihm wusste, war, dass er viele Jahre im Gefängnis eingesperrt war. Zwei Notre Dame-Schulschwester führten die Küche im Pfarrhaus. Dreimal begegneten wir uns täglich im Speisesaal: Bischof Boros saß auf dem Hauptplatz, rechts von ihm saß Pfarrer Pázmány, links vom Bischof war der Platz des Kaplans. Allmählich lernte ich Bischof Boros näher kennen: Mich beeindruckte seine einfache Art und Weise, seine Offenheit, seine Bereitschaft, mir zu helfen, mich mit Rat und Tat zu unterstützen.

Mein Chef, Msgr. Péter Pázmány, war schon seit einiger Zeit an Parkinson erkrankt, er saß täglich im Pfarrbüro, mir blieben die Religionsstunden, die Krankenbesuche und die Begräbnisse – etwa 300 im Jahr. Sein Gesundheitszustand verschlechterte sich von Jahr zu Jahr, im Sommer 1986 ersuchte er den Ordinarius um seine Pensionierung. Ende August zog er zu seiner Nichte in die Elisabethstadt. Ordinarius Sebastian Kräuter ernannte mich nach elf Jahren Kaplanzeit zum neuen Pfarrer der Josefstadt, Bischof Boros blieb bis 2000 im Pfarrhaus.

Er hatte auch noch im Alter ein festes Tagesprogramm: An den Werktagen zelebrierte er die Messe in der Klosterkirche, an Sonn- und Feiertagen fuhr er mit der Straßenbahn in die Elisabethstadt, feierte dort die Heilige Messe und saß bis zum Mittag im Beichtstuhl. Zum Essen kam er in die Josefstadt zurück, ruhte anschließend eine Stunde und ging dann in seinen geliebten Blumen Garten. Die Rosen waren seine Lieblingsblumen. – Immer wieder kamen Priester, Freunde, Ordensschwester und Bekannte zu Besuch. Auch im hohen Alter strahlte er Mut, Begeisterung, Trost, Freude, Ausdauer und Optimismus aus.

Er war ein großer Marienverehrer. Zu den Heiligen Edith Stein und Therese von Lisieux hatte er ein besonderes Verhältnis. Ich erinnere mich an einen konkreten Fall: Meine Schwägerin Anna erkrankte schwer an einem Nierenleiden im Alter von 56 Jahren. Sie wurde zunächst im Kreiskrankenhaus von Arad behandelt, ohne

Besserung ihres Zustandes. Da ich den Chef der Urologie in Temeswar kannte, der meinen Chef an der Prostata operiert hatte, fragte ich ihn, ob er ihren Fall übernehmen würde. So wurde sie von Arad in das Kreiskrankenhaus von Temeswar gebracht. Nach mehreren Untersuchungen kam der Professor zur Entscheidung: Sie muss operiert werden. Am Abend vor dem Eingriff besuchte ich sie und erzählte anschließend zu Hause beim Nachtmahl, dass sie am nächsten Morgen operiert werden würde. Da sagte Bischof Boros: Ihre Schwägerin muss nicht operiert werden. Ich habe zu Edith Stein gebetet, sie wird ihr helfen. Als ich am nächsten Nachmittag meine Schwägerin besuchte, staunte ich nicht schlecht: Sie lag in ihrem Bett und lächelte. Glücklicherweise sagte sie: Der Professor hat mich nochmals untersucht heute Morgen und gesagt: „Ich hab mich scheinbar getäuscht, aber es steht fest: Sie müssen nicht mehr operiert werden.“

Zweimal täglich – vor dem Mittagessen und Abendessen – ging er mit seinem Stock – in den letzten Jahren mit zwei Stöcken – in die Pfarrkirche, um einige Minuten vor dem Allerheiligsten zu beten.

Ein auffallendes Merkmal seiner Persönlichkeit war seine Treue zur Kirche und zu ihrem Oberhaupt, dem Papst. Dafür war er bereit, in das Gefängnis, ja selbst in den Tod zu gehen und das Martyrium auf sich zu nehmen.

Immer wieder kamen Menschen zu Besuch, die vor allem über die Gefängnisjahre des Bischofs hören wollten. Er erzählte oft Einzelheiten über den Tagesablauf, über die Wächter und Vorsteher, über die Kontrollen in den einzelnen Zellen, über das schwache Essen, über die kalten Winter, über einen verwundeten Adler, den sie über Wochen gesund pflegten, über die Art und Weise, wie sie an ihren Fingern die einzelnen Tage, Wochen, Monate errechneten, natürlich ohne Kalender, über das Gefängnismorsen, mit dessen Hilfe sie einander verständigten, Kontakt hielten.

Während des Schuljahrs war er jeden Sonntagnachmittag Religionslehrer für die Ungarisch sprechenden Studenten, die vor allem aus Siebenbürgen und der Sathmarer Gegend kommend verschiedene Hochschulen in Temeswar besuchten. Er war fast 90, als er aus Altersgründen diesen Religionsunterricht aufgeben musste.

Bischof Boros betonte immer wieder, dass er gegen das Personal der Gefängnisse keinen Hass, keine Feindschaft oder Rache fühlte. Er hat ihnen alles verziehen. Anfang der neunziger Jahre besuchte ihn in Temeswar der Direktor eines Gefängnisses, der den Bischof für all das Negative und Ungerechte, das er und die anderen zu erleiden hatten, um Verzeihung bat. Er und seine ganze Familie seien durch das Beispiel der Kleriker gläubige Menschen geworden.

Gemeinsam mit allen katholischen Bischöfen des Landes war auch Bischof Boros zu einem Empfang von Staatspräsidenten Ion Iliescu eingeladen. Über diesen Empfang berichtete Bischof Boros im „Neuen Weg“, der deutschen Tageszeitung. Wörtlich sagte er: „Ich habe bei dieser Gelegenheit gesagt, also ich bitte, Herr Präsident, ich habe Eingabe gemacht betreffend dem Pacha-Prozess, in dem wir als Spione des Vatikans verurteilt worden sind. Der Prozess ist bis auf den heutigen Tag nicht revidiert worden und auf meine Eingabe habe ich keine Antwort erhalten. Er war sehr liebenswürdig und sagte, warten Sie noch ein wenig, wir werden der Sache nachgehen, haben Sie noch etwas Geduld. – Diese Sache ist bis heute nicht erledigt.“

Er erhielt und schrieb fast täglich Briefe. Wichtig waren ihm vor allem seine Kollegen und Freunde aus dem Germanicum in Rom: Kardinal König, Kardinal Höffner, Kardinal Julius Döpfner aus München, die Bischöfe aus Passau, Freiburg, Herr Abel aus Fulda, die Bischöfe aus Szeged, die griechisch-katholischen Bischöfe Todea, Ioan Ploscaru.

Um 1995 erklärte sich die Stadt Temeswar dazu bereit, Erzbischof Boros zum Ehrenbürger der Stadt zu ernennen. Dazu wäre ein diesbezügliches Gesuch von Seiten des Bistums notwendig gewesen. Leider blieb diese Initiative ohne Reaktion.

Benützte Quellen und Literatur:

Archiv der Diözese Temeswar. – Kräuter, Franz: Erinnerungen an Bischof Pacha. Ein Stück Banater Heimatgeschichte, Bukarest 1995. – Virt, László: Mindig a kereszt fényében. Száz éve született Boros Béla érsek, temesvári titkos püspök [Immer im Licht des Kreuzes. Erzbischof Béla Boros, Geheimbischof von Temeswar, wurde vor einhundert Jahren geboren], in: Magyar egyháztörténeti vázlatok 20/1-2 (2008), 195-203. – Donauschwäbisches Martyrologium. Die Opfer von Gewalt und Verfolgung bei den Donauschwaben in Jugoslawien, Rumänien und Ungarn im 20. Jahrhundert. Märtyrer und Bekenner unter Geistlichen, Ordensleuten und Laien, Aachen-Stuttgart 2016. – Dobeş, Andrea: Spații carcerale în România comunistă. Penitenciarul Sighet (1950-1955) [Gefängnisräume im kommunistischen Rumänien. Das Gefängnis in Sighet (1950-1955)], Bd. I, Cluj-Napoca 2021.

Domkapitular Andreas Reinholz

Wallfahrt der Aussiedler und Heimatvertriebenen nach Marienthal

Seit 1947 findet am letzten Sonntag im August die Wallfahrt der Ungarndeutschen, der Aussiedler und der Heimatvertriebenen nach Marienthal im Rheingau statt. Auch in diesem Jahr – am 25. August – konnten wieder viele Heimatvertriebene, Ungarndeutsche und aus dem Banat stammende Aussiedler, mit Menschen, die aus europäischen Ostgebieten kamen sowie der Ortsgemeinde, diese Wallfahrt feiern.

Es gibt hier eine über 700-jährige Wallfahrtstradition, in die die seit vielen Jahren aus ihren einstigen Heimatländern mitgebrachten Wallfahrtstraditionen eingebettet sind.

Unter der Leitung von Prälat Peter Feuerbach vom damaligen St. Gerhards-Werk Hessen wurde diese Wallfahrt ins Leben gerufen. Im Laufe der Jahre waren viele, zu nennen sind Dr. Ludwig Leber, Georg Tafferner, Dr. Hans Sauter, Georg Geier, Prof. Gerda Weidlein, der Heimatpfarrer Jakob Stumpf, der einstige Geschäftsführer des St. Gerhards-Werks Stuttgart, Rudolf Fath, der Aussiedlerseelsorger Paul Kollar und viele andere für diese Wallfahrt verantwortlich.

Seit 2015 wird die Wallfahrt von Pfr. Paul Kollar, Geistlicher Beirat des St. Gerhards-Werks und Aussiedlerseelsorger des Bistums Mainz, organisiert. Seitdem wechselt er sich jährlich bei der Leitung der Wallfahrtsgottesdienste mit Pfr. Karl Zirmer aus Gustavsburg ab.

Die Kommunität der in Marienthal ansässigen Franziskaner waren stets gute Gastgeber und Begleiter der Wallfahrt.

Bei schönstem Wetter war die Beteiligung an der diesjährigen Gottesdienstfeier gut. Im Hochgebet wurde aller verstorbenen Angehörigen gedacht, die Opfer von Krieg, Vertreibung und Gewaltherrschaft wurden in die Gebete eingeschlossen.

Paul Kollar

Deutsche Gäste im historischen Banat. Vertreter des St. Gerhards-Werks führten Gespräche vor Ort

„Versöhnung ist nur durch Begegnung und Bildung möglich“. Diese Worte sagte vor wenigen Tagen bei einem Treffen im Temeswarer römisch-katholischen Bischofs-

palais der Leiter des St. Gerhards-Werks aus Stuttgart, Pfarrer G. R. Klaus Rapp. „Begegnung“ stand hoch auf der Liste der Ziele, die sich der Theologe Klaus Rapp und Prof. Dr. Dr. Rainer Bendel, Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft Katholischer Vertriebenenorganisationen, zu der das St. Gerhards-Werk gehört, und zugleich Vorstandsmitglied des Instituts für Kirchen- und Kulturgeschichte der Deutschen in Ostmittel- und Südosteuropa e. V., vorgenommen hatten, sei es in Timișoara/Temeswar in Rumänien oder im benachbarten Serbien. Die Gäste aus Deutschland waren im historischen Banat zugegen, um Kontakte zu knüpfen und nach möglichen Partnern in Rumänien und Serbien zu suchen. Seit einiger Zeit besteht eine Partnerschaft mit der Gemeinde Sântana/Sanktanna und dem dortigen Technologischen „Stefan Hell“-Lyzeum, im Rahmen derer Schüler aus Rumänien nach Bad Niedernau, Deutschland, zu einem deutschen Sprach- und Kulturkurs eingeladen werden.

Vom 19. bis 23. August besuchten also Pfarrer Klaus Rapp und Prof. Dr. Rainer Bendel die römisch-katholische Diözese Temeswar, von wo aus sie einen Abstecher ins serbische Banat unternahmen. Die Gäste aus Deutschland wurden im bischöflichen Ordinariat von der Leitung der Temeswarer Diözese empfangen, sie führten aber auch Gespräche mit dem emeritierten Bischof von Temeswar, Dr. h. c. Martin Roos, der sie am Mittwoch, den 21. August, zusammen mit dem Diözesanarchivar Dr. Claudiu Călin nach Zrenjanin/Großbetschkerek begleitete. Dort wurden Gespräche mit dem römisch-katholischen Bischof von Großbetschkerek, Mirko Štefković, ebenfalls zum Thema „Begegnung“, „Versöhnung“, „Bildung“ sowie über Kultur, Archive, aber auch über die Lage der noch im serbischen Banat lebenden deutschsprachigen Katholiken geführt.



In der römisch-katholischen Kathedrale St. Johannes Nepomuk in Großbetschkerek: Die Vertreter des St. Gerhards-Werks führten Gespräche mit Bischof Mirko Štefković.

In Vršac/Werschetz besuchten die Gäste aus Deutschland und ihre Temeswarer Begleiter die monumentale und derzeit in einer Sanierungsphase befindliche St. Gerhards-Pfarrkirche, wo auch ein Fragment des Sarges von Abt und Märtyrer Adalbert Graf von Neipperg aufbewahrt wird (getötet von den Kommunisten am 23.

Dezember 1948 in Werschetz), das örtliche römisch-katholische Pfarramt, die griechisch-katholische Pfarrkirche zur Allerheiligsten Dreifaltigkeit (vormals deutsche evangelische Pfarrkirche) und das dazugehörige Pfarr- und Bildungszentrum.

„Das St. Gerhards-Werk hat in seiner Satzung die Pflege der deutschen Sprache hier und dort und vor allem des katholischen kirchlichen Lebens. Wir sind überall mit offenen Armen begrüßt worden“, sagte Rapp. Das St. Gerhards-Werk befände sich derzeit in einem Transformationsprozess. „Die Menschen, die Zeitzeugen, die Vertreibung oder das Auswandern erleben mussten, wird es bald nicht mehr geben. Jetzt kommt es drauf an, die nächste und übernächste Generation zu erreichen“, so Rapp zur Bedeutung der Kulturkurse für Schülerinnen und Schüler aus Osteuropa. In diesem Sinne strebt nun das St. Gerhards-Werk eine Zusammenarbeit mit dem Römisch-Katholischen Theologischen Lyzeum Gerhardinum in Temeswar an, dessen Direktor, Domherr Zoltán Kocsik, im Juli dieses Jahres an der 63. Gelöbniswallfahrt der Donauschwaben nach Altötting teilgenommen hat. In Altötting wurden die ersten Gespräche über eine mögliche Zusammenarbeit geführt, verriet St. Gerhards-Werks-Leiter Rapp. Das St. Gerhards-Werk sei offen für Partnerschaften mit Schulen aus Rumänien und Serbien, die an die vom St. Gerhards-Werk vermittelten Themen interessiert sind. Wichtig ist dabei, dass die Schüler einige Deutschkenntnisse mitbringen. „Wir haben bereits vier Kurse mit Schülern aus Sanktanna in Bad Niedernau organisiert. Diese Kurse sollen die Schüler für das Thema ‚Europa‘ begeistern“, sagte Prof. Dr. Rainer Bendel. Auch mit einem Gymnasium aus Novi Sad/Neusatz gibt es eine Zusammenarbeit, doch das St. Gerhards-Werk würde gern auch noch eine weitere Schule in Serbien als Partner finden. „Mir geht es darum, die Tradition der Vertriebenen und Aussiedler, die ja immer europäisch gedacht haben, fortzuführen. Andererseits ist es eine genuine Aufgabe der katholischen Kirche, für Europa und für eine europäische Öffentlichkeit zu arbeiten“, erklärte Bendel, wieso es so wichtig sei, diese Themen gerade mit jungen Menschen zu besprechen.

Das St. Gerhards-Werk in Stuttgart pflegt und fördert das religiöse und kulturelle Erbe der Deutschen aus oder in den südosteuropäischen Ländern. Der Verein will das Interesse an der Religiosität, Geschichte und Kultur dieser Regionen wecken und in das Bewusstsein der Menschen in Deutschland rücken, aber auch den

Heimatvertriebenen, Flüchtlingen und Aussiedlern helfen, ihr Schicksal positiv aus dem christlichen Glauben heraus zu bewältigen, heißt es auf der Webseite des Vereins. Nicht nur Schüleraustausche, sondern auch andere Veranstaltungen organisiert das St. Gerhards-Werk, um den Blick der Öffentlichkeit auf die „Schwaben“ und ihre Geschichte zu lenken. Am 9. November soll in Sindelfingen bei Stuttgart eine eintägige Kulturtagung zu dem Thema „Verhärtete Frömmigkeit im 19. Jahrhundert“ stattfinden – Referenten aus Mittel- und Osteuropa werden erwartet.



von links: Klaus Rapp, der griech.-kath. Geistliche von Werschetz und Claudiu Călin



Klaus Rapp im Gespräch mit Claudiu Călin

*Aus: Raluca Nelepucu, in:
Allgemeine Deutsche Zeitung für Rumänien
vom 24. August 2024, 6.*

Seit 2009 am Gerhardinum: Gespräch mit Pfarrer Zoltán József Kocsik

Das Römisch-Katholische Theologische Lyzeum Gerhardinum in Timișoara/Temeswar wurde im Jahre 1992 gegründet (vgl. im „Gerhardsbote“ 1/2024, 19f.). Das Piaristengymnasium hat eine lange Tradition im Banat. Zunächst war sein Sitz auf dem heutigen Freiheitsplatz, 1909 wurde das neue Gymnasiumgebäude gebaut – da, wo heute das Gerhardinum untergebracht ist. 1948 wurde die Schule verstaatlicht und die Mönche vertrieben. Danach gab es bis 1992 eine große Pause im Schulsystem unter kirchlicher Trägerschaft. Am Gerhardinum wird auf Rumänisch und Ungarisch unterrichtet. Momentan gibt es nur Gymnasialklassen, aber ab kommenden Schuljahr soll auch je eine erste Klasse in den beiden Sprachen gegründet werden. Zum Werdegang dieser Bildungseinrichtung sprachen wir mit Pfarrer Zoltán József Kocsik, Spiritual, Geistlicher Begleiter im katholischen Gymnasium, Diözesanjugendseelsorger, Studentenpfarrer und Kirchendirektor der Piaristenkirche.

Wie muss man sich den Alltag im katholischen Unterricht vorstellen?

Wir sind darauf bedacht, dass die Kinder nicht nur eine allgemeine Bildung bekommen, sondern auch eine christliche Erziehung. Es gibt bei uns Jahresexerzitien. Diese werden immer an Wochenenden gehalten. Dabei gibt es Meditation, Heilige Messe, Diskussion. Alles wird auf unterhaltsame Art veranstaltet, damit diese Exerzitien für Jugendliche, für unsere Schüler, attraktiv sind, aber trotzdem ihr Ziel erreichen.



Pfarrer Zoltán Kocsik bei einem Gottesdienst in Bad Niedernau

Unsere Schüler nehmen auch an den Olympiaden in Deutsch, Englisch, Rumänisch, Ungarisch und Physik teil, und dies mit zum Teil guten Resultaten.

Wie viele Unterrichtsstunden gibt es pro Woche im Fach Religion?

Fünf, sechs Stunden und diese beziehen sich je nachdem auf: Altes Testament, Neues Testament, Moraltheologie, Spiritualität, Kirchengeschichte, christliche Literaturgeschichte und Kirchenkunstgeschichte. Am meisten Interesse zeigen die Schüler für Moraltheologie, in der es um die Zehn Gebote geht. Die Schüler brauchen immer eine Lebensweisung, sie brauchen einen Rat. Ich selbst habe hier ein weites Arbeitsfeld: Ich bin Religionslehrer, habe pro Woche sieben Unterrichtsstunden zu halten und dreimal pro Woche mit den Schülern die Heilige Messe zu zelebrieren. Außerdem muss ich die Abendgebete vorbereiten, Jahresexerzitien halten und bei der Bibellesung dabei sein. Als Geistlicher Begleiter muss man immer unter den Kindern sein. Sie kommen kaum von selbst mit einer Frage – man muss immer auf sie zugehen und ihr Vertrauen gewinnen.

Warum brauchen diese Kinder so stark Ihre Unterstützung? Fehlt eine solche in der Familie?

Ich weiß nicht, woran es liegt, aber ich denke, dass die Eltern oft zu wenig Zeit für ihre Kinder haben. Die Kinder kommen mit den heutigen Problemen, sie brauchen einfach Orientierung. Viele sind ganz offen und wir können über alles reden: über die Gebote, über christliche Ethik.

Wie viele ihrer Schüler besuchen nach dem Abitur auch ein Priesterseminar?

Nur ganz wenige. In den letzten fünf Jahren wurde kein einziger unserer Schüler Priester oder studierte Theologie. Man muss immer beten, dass einer auch mal dem Priesterberuf nachgeht.

Wie viele Schüler gibt es am Gerhardinum?

Wir haben insgesamt 137 Schüler. Jene in der rumänischen Abteilung gehören zu unterschiedlichen Nationalitäten. Außer den Rumänen gibt es nur wenige Deutsche, dafür aber mehrere Kroaten, Bulgaren, Tschechen, Slowaken. Diese Schule ist eigentlich „ein kleines Europa“. Die Angehörigen der verschiedenen Nationalitäten lernen zusammen und kommen immer gut miteinander aus.

Welche Fremdsprachen werden in dieser „Multinationalität“ vorgetragen?

Die 1. Fremdsprache ist Deutsch und die 2. Fremdsprache ist Englisch oder Französisch. Sie beginnen mit dem Studium der Fremdsprachen in der 9. Klasse. In Zukunft wollen wir bereits in der 1. Klasse Deutsch als Pflichtfach einführen.

Warum Deutsch?

Auf kirchlicher Ebene hat Deutsch Tradition und die deutsche Sprache wird als eine der Sprachen der Diözese betrachtet. Natürlich wollen wir diese Tradition beibehalten bzw. fortsetzen.

Kommen die Schüler ans Gerhardinum, weil sie keinen Platz an einem namhaften Gymnasium gefunden haben?

Es gibt auch solche, die aus diesem Grund an unsere Schule kommen. Die meisten aber schreiben sich gezielt am Gerhardinum ein. Einmal wegen der christlichen Erziehung, zum anderen sind die Schüler bei uns in Sicherheit: Es gibt einen geschlossenen Hof – Schule, Schulheim und Kantine sind in einem Gebäude und dieses liegt im Zentrum der Stadt. Gerade für die 1. Klasse ist dies wunderbar. Wir sind im Zentrum, aus jedem Stadtteil können Schüler problemlos zu uns kommen.

Von welchen Schulen kommen die Schüler, die inskribiert sind?

40 Prozent sind aus Temeswar. 60 Prozent sind aus verschiedenen Teilen der Diözese, aus den Verwaltungskreisen Timiș/Temesch, Arad, Caraș-Severin/Karasch-Severin und Mehedinți.

Fühlen Sie sich wohl hier?

Ja, ich fühle mich hier wohl. Es ist nicht immer einfach, wenn man mit den Problemen und Schwierigkeiten der Jugend konfrontiert wird, aber sie gibt mir viel Kraft, um weiter etwas für sie zu tun. Die Frau Direktor, Ilona Jakab, die Lehrer, die Pädagogen und ich – wir alle sind bemüht, ein Auge auf die Schüler zu haben und ihnen christliche Lehre und Liebe beizubringen.

Das Gespräch führte Maria Ungar.

„Nur wenn wir mutige Menschen vergessen, hat das Böse wirklich gesiegt.“

Eröffnung der Ausstellung „Ungarndeutsche Frauenschicksale“ nach 1944

Die offizielle Eröffnung der Ausstellung „Ungarndeutsche Frauenschicksale nach 1944“ mit Podiumsgespräch fand am Donnerstag, den 22. Februar 2024, im Jakob Bleyer Heimatmuseum in Budaörs/Wudersch statt. Das Thema – Frauenschicksale nach 1944, Internierung, „Malenkij robot“ (vgl. meinen Beitrag im „Gerhardsboten“ 1/2024, 9-13) – ist aktuell, denn seit dem Jahre 2000 ist der 25. Februar jedes Jahr der Gedenktag für die Opfer des kommunistischen Regimes. Daran erinnern uns auch die Zeilen, die auf dem Grab eines schwäbischen Paares mit vielen Schicksalsschlägen zu lesen sind: „Euer Kampf ist zu Ende, ruhet sanft.“ (Aus: „Abschnitte aus dem Leben meiner Urgroßeltern“ von Dr. Németh, Teilnehmerin des Podiumsgesprächs.)

Am 22. Februar konnten wir im Heimatmuseum mit Zeitzeugen und Experten, u. a. mit Mária Gallai, unserer lieben Mici Néni aus Wudersch, mit Frau Gröb, geb. Elisabeth Maria Gotschall aus Harta/Hartau, mit Dr. Gabriella Németh aus Dunakömlöd/Kimling und mit dem Regisseur des Schwäbischen Archives, Gábor László aus Budapest, wertvolle Gespräche führen.

Die berührend schönen Geschichten über ungarndeutsche Frauen und Familien, die wir von Frau Gröb, Dr. Németh und Alíz Munding bekommen haben, können unsere Museumsbesucher sowohl durch QR-Codes als auch in gedruckter Form in der Ausstellung lesen. Nach dem Podiumsgespräch freuten wir uns über die vom Publikum gestellten Fragen und berührenden Geschichten. Wir danken hier vor allem Frau Heilmann, geb. Maria Wirth aus Szekszárd, und Dr. Kőrös, geb. Maria Herlein aus Budakeszi/Wudigess, für ihre wertvollen Beiträge. Es ist eine große Freude, dass im Heimatmuseum ungarndeutsche Werte und Traditionen seit mehr als drei Jahrzehnten weitergegeben werden, dass unsere Ausstellungen und Programme unsere lieben Landsleute von nah und fern gerne besuchen und dass Brücken entstanden sind zwischen vielen ungarndeutschen Gemeinden, Institutionen und auch zwischen der alten und der neuen Heimat. Diese Brücken weiter zu bauen ist heute wichtig, vor allem für die junge Generation. In diesem Sinne schenkte uns Theresia Mann, Vorsitzende des Budaörser Heimatvereins Bretzfeld, im Januar 2024 wunderschöne Wuderscher Trachtenkleider. Ein kleiner Teil davon ist in der neuen Ausstellung „Ungarndeutsche Frauenschicksale nach 1944“ zu sehen. Denn die Welt

blieb für die Mehrheit der ungarndeutschen Frauen bis 1944 überschaubar, alles lief in geregelten Bahnen ab – von dieser Welt erzählen diese Kleidungsstücke.

Ein Partner der Ausstellung ist das Schwäbische Archiv: Die Besucher können Porträtfilme über das Schicksal mehrerer ungarndeutscher Frauen sehen. Dabei wurden Interviews mit Magdolna Ringler (Wudersch), mit Maria Gallai (Wudersch) und mit Katalin Mayer (Wudigess) geführt.

Unser Kollege, ifa-Kulturmanager Vincent Raab, hat zur Eröffnung der Ausstellung eine substantielle Rede gehalten. Einige seiner Gedanken seien nachfolgend wiedergegeben: „Auch ungarndeutsche Frauen wurden in der Zeit der Entrechtung und Vertreibung zu Heldinnen. Einerseits mussten Sie unendlichen Schmerz erleiden. Wir Männer können es uns gar nicht vorstellen, wie z. B. das Leben so vieler Frauen durch die zahlreichen Vergewaltigungen bei Kriegsende für immer mit unheilbaren Narben versehen wurde. Andererseits jedoch setzten sich die Frauen aufopferungsvoll für andere ein. Weit weg von ihrer Heimat spendeten sie ihren Familien Trost und Sicherheit in der Fremde und kamen teilweise zusätzlich noch für den Lebensunterhalt auf. [...] Daher ist es so wichtig, dass das Jakob-Bleyer-Heimatsmuseum die Erinnerung an die Frauenschicksale hochhält. Und es ist ebenfalls wichtig, dass wir gemeinsam heute hier sind und diese Erinnerung hochhalten. Denn nur wenn wir mutige Menschen vergessen, hat das Böse wirklich gesiegt.“

Besuchen Sie unsere Ausstellung, wir freuen uns auf Ihr Kommen!



Trachtenkleid aus Wudersch



Eröffnung der Ausstellung



Im Gespräch mit Zeitzeugen und Experten

Kathi Gajdos-Frank

Treu zum Deutschtum und zum Vaterland. Konferenz und Ausstellung zum 150. Geburtstag von Jakob Bleyer

Der Namensgeber des Jakob Bleyer Heimatmuseums in Budaörs/Wudersch wurde am 25. Januar 1874 in Tscheb/Batschka (heute Čelarevo) geboren, war Literaturhistoriker, Universitätsdozent, korrespondierendes Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und auch Minister für nationale Minderheiten 1919/20. Wenige Monate vor seinem Tod hielt Bleyer seine berühmteste Rede, in der er für die Interessen der Deutschen in Ungarn eintrat. Zu seinem 150. Geburtstag eröffneten wir eine Ausstellung, organisierten am 26. Januar 2024 eine Konferenz und versuchten, damit Brücken zwischen Vergangenheit und Gegenwart zu bilden.

Die Veranstaltung war gut besucht, unser Konferenzraum war voll. Wir freuten uns über den Vortrag „Der Wissenschaftler und Politiker Jakob Bleyer“ von Dr. András Grósz und über die Buchpräsentation „Lábnyomok a sárban [Fußabdrücke im Schlamm]“ von Gábor Pfeiffer beziehungsweise über die Worte von Dr. Beáta Márkus zu den Büchern von Gábor Pfeiffer und über die

Einführung von Vincent Raab, der digital teilnahm. Nach den interessanten Vorträgen erhielt Gregor Gallai von Manfred Mayrhofer vom Weltdachverband der Donauschwaben e. V. das Ehrenabzeichen in Gold für seinen Einsatz um den Erhalt und die Pflege des ungarndeutschen Kultur- und Liedgutes. Wir konnten danach mit unseren Gästen bei einem kleinen Empfang noch wertvolle Gespräche führen und blieben unserem Motto „Brücken schaffen“ treu.

Anlässlich des 150. Geburtstages von Jakob Bleyer können unsere Besucher die Ausstellung über Bleyer in unserem Konferenzraum zu den gewohnten Öffnungszeiten besichtigen und mit Hilfe der Fotos und Dokumente eine kleine Reise in die Altheimat der Ahnen von Bleyer nach Au im Murgtal machen. Die Bücher von Gábor Pfeiffer sind auch in unserem Museumsladen erhältlich.



Gregor Gallai und Manfred Mayrhofer

Kathi Gajdos-Frank



Wir möchten die Brücken weiterbauen. Treffen zweier Vorsitzender Budaörser Heimatmuseen

Es war für mich eine große Ehre, Theresia Mann, Vorsitzende des Budaörser Heimatvereins, und ihren Ehemann, Eberhard Mann, im Januar 2024 bei uns im Jakob Bleyer Heimatmuseum begrüßen zu dürfen, sie während der ganzen Woche ihres Aufenthaltes zu begleiten und mit ihnen an verschiedenen Programmen teilzunehmen. Wir sind – auch wegen der guten Beziehung der zwei Heimatmuseen, des Budaörser Heimatvereins in Bretzfeld und des Jakob Bleyer Heimatmuseums in Budaörs/Wudersch – Partner, Landsleute, Mitstreiter, eine große Familie, wenn es um die Pflege der ungarndeutschen Kultur und Geschichte geht. Der Bundes- und Landesvorsitzende der Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen, Joschi Ament, sagte im Herbst 2023 auf der Kulturtagung in Gerlingen: „Wir müssen uns für Versöhnung, Toleranz, für Frieden und Freiheit, für

Brücken bauen zwischen Ungarn und Deutschland auch im Weiteren einsetzen.“ Diese Brücken konnten wir vom 20. bis 27. Januar 2024 mit Theresia Mann weiterbauen.

Wir nahmen zusammen an den Gedenkveranstaltungen zu 78 Jahren Vertreibung in Wudersch teil, besuchten ungarndeutsche Bildungseinrichtungen, hielten Vorträge, besuchten das Parlament in Budapest und nahmen zudem an einer Besprechung zu 35 Jahre Partnerschaft zwischen Budaörs und Bretzfeld im Rathaus teil. Außerdem sprachen wir in unserem Jakob Bleyer Heimatmuseum über unsere seit Jahren gute, zukunftsweisende Zusammenarbeit. Unser Heimatmuseum ist ein Ort der Erinnerung, der die Kultur, Geschichte und Identität der deutschen Minderheit lebendig werden lässt. Es ist ein für alle Altersgruppen offenes Museum, das interaktive Projekte organisiert, um ein tiefes Interesse an kulturellen Interaktionen innerhalb Ungarns im Besonderen, aber auch innerhalb Europas im Allgemeinen aufzubauen. Es ist eine große Freude, dass hier bei uns ungarndeutsche Werte und Traditionen seit mehr als drei Jahrzehnten weitergegeben werden, wodurch Brücken entstanden sind zwischen der alten und der neuen Heimat. Diese Brücken weiter zu bauen – durch Freundschaften, Veranstaltungen zwischen Ländern und Menschen – ist wichtig, vor allem für die junge Generation. In diesem Sinne schenkte uns Frau Mann wunderschöne Trachtenkleider, die wir bei unseren museumspädagogischen Aktivitäten benutzen können. Frau Mann liehen wir zwei mobile Ausstellungen, die in Bretzfeld gezeigt werden sollen.

Zum 150. Geburtstag unseres Namengebers Jakob Bleyer eröffneten wir eine Ausstellung und organisierten für den 26. Januar 2024 eine Konferenz, die sehr gut besucht war. Wir konnten danach mit unseren Gästen bei einem kleinen Empfang noch wertvolle Gespräche führen und blieben unserem Motto „Brücken schaffen“ treu. Mit den Gedanken von unserem ifa-Kollegen Vincent Raab zu „Bleyer 150“ möchten wir diese Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart weiter bauen: „Jakob Bleyers Wirken kann uns auch heute noch in vielerlei Hinsicht ein Beispiel sein: Wenn uns etwas besonders am Herzen liegt, sollten wir trotz aller Widrigkeiten nicht zögern, uns dafür zu engagieren.“ Das ist unser Ziel auch in der Partnerschaft zwischen Wudersch und Bretzfeld.

Kathi Gajdos-Frank

Bericht über die Fachtagung „Brückenbauer – Grenz- und zeitüberschreitende Minder- heitenfragen am Beispiel der deutschen Minderheit“ im April 2024

„Eure Geschichte ist unsere Geschichte“ (Motto des Jakob Bleyer Heimatmuseums)

Das Jakob Bleyer Heimatmuseum in Budaörs/Wudersch ist ein Ort der Erinnerung, der die Kultur, Geschichte und Identität der deutschen Minderheit lebendig werden lässt. Es ist eine große Freude, dass hier ungarndeutsche Werte und Traditionen seit mehr als drei Jahrzehnten weitergegeben werden; zudem sind Brücken entstanden zwischen der alten und der neuen Heimat. Die „Marke“ Heimatmuseum wird für die Zukunft bleiben, um Brücken zu bauen – durch Freundschaften, Veranstaltungen, zwischen Ländern und Menschen – das ist heute noch wichtiger.

Das Jakob Bleyer Heimatmuseum, das Innenministerium des Freistaates Sachsen, das Deutsch-Ungarische Institut für Europäische Zusammenarbeit Budapest und die Technische Universität Chemnitz organisierten vom 11. bis 13. April 2024 eine Konferenz mit dem Titel „Brückenbauer – Grenz- und zeitüberschreitende Minderheitenfragen am Beispiel der deutschen Minderheit“. Zielgruppe waren neben den Vertretern der deutschen Minderheiten auch Interessierte, die nicht zur deutschen Minderheit gehören. Denn das Projekt möchte vor allem Werte dieser Minderheit zeigen, die die Länder – z. B. Ungarn und Rumänien – seither bereichert haben, und für die Zukunft Brücken bauen.

Die Tagung war in drei große Themenstränge gegliedert. Am ersten Tag ging es um das Kulturelle der deutschen Minderheiten, am zweiten Tag war für die Gäste und Referenten eine Teilnahme an einer Fachtagung im Parlament möglich, nach einem historischen Abriss der Geschichte konnte am dritten Tag mit den Vertretern der Jugend über die Zukunft der deutschen Minderheit ins Gespräch gekommen werden.

Am 11. April eröffnete Dr. Bence Bauer, Direktor des Deutsch-Ungarischen Instituts für Europäische Zusammenarbeit Budapest, die Veranstaltung und hieß die Gäste im Café Scruton willkommen. Nach einem kurzen Exkurs zu Institut und Geschichte von Ungarn hob Dr. Bauer die aktuelle Bedeutung der Brücken hervor, welche auch zur deutsch-ungarischen Verständigung beitragen. Danach hielt Prof Dr. Frank-Lothar Kroll, Professor für Europäische Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts

an der Technischen Universität Chemnitz und Visiting Fellow des Deutsch-Ungarischen Instituts, sein Grußwort und stellte die Gäste und Referenten vor, u. a. Staatsminister Oliver Schenk und Dr. Jens Baumann.

Es war eine große Ehre, dass Staatsminister Schenk vom Freistaat Sachsen die Teilnehmer per Videochat begrüßte und in seiner Grußbotschaft positive Worte zur Tagung sprach. Er betonte in seiner Rede die Bedeutung der Minderheiten und erwähnte auch die Rolle von Ungarn zur Wendezeit: „Der Wunsch nach Demokratie und Freiheit war eine treibende Kraft, die den Eisernen Vorhang zerriss und ein europäischer Wert par excellence ist.“ Besonders dankte er in seinem Grußwort Dr. Jens Baumann, Beauftragter für Vertriebene und Spätaussiedler im Freistaat Sachsen, für dessen Einsatz und Dr. Katalin Gajdos-Frank für deren Engagement auf dem Gebiet der deutschen Minderheit.

Einen Höhepunkt der Eröffnungsveranstaltung stellte der Impulsvortrag von Dr. Jens Baumann mit dem Titel „Deutsche Minderheiten in Europa“ dar. Dr. Baumann referierte anhand vieler Beispiele über Vertriebene und Minderheiten im Freistaat Sachsen und über die Bedeutung von Heimat bzw. zeigte die Ausstellung „Transferraum Heimat“ (in Hoyerswerda), wo u. a. auch die Ungarndeutschen einen Platz bekommen haben. Dr. Baumann stellte kurz auch die Dänen, Sorben und die Deutschen in Polen vor und betonte, dass die Minderheiten als Mehrwert für die Region betrachtet werden. Ziel sei, betonte er, die Heimat zu bewahren. Dieser Gedanke kam bei den Gästen der Tagung gut an.

Nach diesem interessanten Vortrag stellte Prof. Dr. Kroll die nächste Referentin, die freie Journalistin, Autorin und Initiatorin zahlreicher Projekte in den Bereichen Kultur, Literatur und Geschichte der Deutschen aus Russland, Katharina Martin-Virolainen, vor. Katharina wurde 1986 in Karelien geboren und kam 1997 als Spätaussiedlerin nach Deutschland. Ihr Vortrag mit dem Titel „Unsichtbare Schicksale und schweres Gepäck: Frauenstimmen in Erinnerungsliteratur“ und die Lesung aus ihrem Roman „Die Stille bei Neu-Landau“ waren berührend schöne Momente der Veranstaltung, die durch die musikalische Umrahmung von Oleg von Riesen, vor allem aber durch das mit Gitarre vorgetragene Gedicht der ungarndeutschen Dichterin Valeria Koch „Lieber Onkel Goethe“ eindeutig bereichert wurden.

Es folgte ein kleiner Stehempfang für die anwesenden Gäste im Zimmer von Direktor Dr. Bence Bauer, bei dem zudem die Gelegenheit bestand, mit den Referenten ins Gespräch zu kommen. Daran schloss sich ein Tanzabend, organisiert von Kinga Dörstelmann-Fodor, stellvertretende Direktorin des Deutsch-Ungarischen Instituts, an, bei dem mit Tanzlehrerin Mira Gölcz die ungarndeutschen Tänze kennengelernt und aktiv ausprobiert werden konnten.

Am zweiten Tag konnten die eingeladenen Gäste an einer Fachtagung teilnehmen: Am 12. April begann das 5. Parlamentarische Treffen der Institutionen tragenden lokalen Nationalitätenselbstverwaltungen, das im Sitzungssaal des ungarischen Parlaments in Budapest stattfand. Grußworte sprachen Erzsébet Holler-Racsó, Vorsitzende des Verbandes der Landesselbstverwaltungen der Nationalitäten, Miklós Soltész, für kirchliche und Nationalitätenbeziehungen verantwortlicher Staatssekretär im Amt des Ministerpräsidenten, und Dr. Jens Baumann. Letzterer betonte in seiner Rede die Wichtigkeit der Minderheiten für Europa: „Die Stärke der europäischen Demokratien ist es gerade, diese Minderheiten nicht als zu dulden zu betrachten, sondern als Geschenk.“ Er wünschte unserem Austausch zu grenz- und zeitüberschreitenden Minderheitenfragen viel Erfolg, viele Impulse und ein verstärktes Miteinander. Im weiteren Verlauf hörten die mehr als 300 Gäste Vorträge von Dr. Gabriella Hajnal, Vorsitzende des Klebelsberg Zentrums, und Dr. Zoltán Maruzsa, Staatssekretär für Bildung im Innenministerium.

Nach dem ersten Teil der Fachtagung konnten die eingeladenen Gäste während der Kaffeepause mit den Gremien der Minderheiten in Ungarn und mit den Vertretern der Ungarndeutschen, auch mit Emmerich Ritter, Parlamentsabgeordneter der Ungarndeutschen, Gespräche führen. Den wertvollen Begegnungen folgte dank Gregor Gallai, Sachverständiger der Nationalitätenpolitik im Kabinett des Parlamentsabgeordneten der Ungarndeutschen, ein interessanter Parlamentsbesuch. Mit Anita Schweighoffer konnten wir das wunderschöne Gebäude besichtigen und interessante Informationen über die Arbeit im Parlament bekommen. Während des anschließenden Spaziergangs entlang des Donau-Ufers und auf dem Kossuth-Platz erhielten die Gäste von unserer lieben Kollegin Frau Heilmann sowie Maria Wirth (Jakob Bleyer Heimatmuseum) als Fremdenführerin nicht alltägliche Informationen über die schönsten Sehenswürdigkeiten von Budapest.

Am 13. April konnten wir die Tagung bei wunderschönem Wetter im Garten des Jakob Bleyer Heimatmuseums in Wudersch fortsetzen. Nach der Begrüßung informierte Direktorin Dr. Kathi Gajdos-Frank über die Themen der Tagung, freute sich über die Brücken, die in diesen zwei Tagen schon entstanden waren und betonte mit einem Zitat eines Zeitzeugen, wie wichtig die heimatischen Traditionen und die deutsche Sprache für die Ungarndeutschen sind. Im ersten Teil der Konferenz hörten die Gäste zwei wissenschaftliche Vorträge. Dr. Ferenc Eiler von der Ungarischen Akademie der Wissenschaften widmete sich in seinem Referat der Frage der Ansiedlung in den identitätspolitischen Bestrebungen der ungarndeutschen Organisationen (1920-1945). Referentin Dr. Barbara Bank, Historikerin, Kunsthistorikerin und Archivarin, konnte wegen anderer Arbeitstermine nicht persönlich an der Tagung teilnehmen.

Ihren Vortrag über das „Schicksal der deutschen Minderheit in Ungarn nach 1944 – Internierung, Verschleppung und Vertreibung“ verlas György Arató.

Nach der Kaffeepause ging es mit einem zukunftsweisenden Podiumsgespräch – moderiert von Dr. Beáta Márkus – weiter. Nach neuerlichen Grußworten von Dr. Jens Baumann stellten sich die Teilnehmer, Vertreter der Jugend aus Rumänien, Deutschland, Österreich und Ungarn kurz vor: Gabriela Rist vom Kulturtreff Satu Mare/Sathmar, Vincent Raab von ifa in Wudersch und Leonie Erbe von ifa in Sathmar, Katharina Kellig von der Deutschen Bühne Ungarn, Christoph Bathelt von der Österreichischen Landsmannschaft Wien, Rita Chiovini vom Deutsch-Ungarischen Jugendwerk e. V., Anna Schulteisz von der Gemeinschaft Junger Ungarndeutscher und Gábor Werner vom Verein Ungarndeutscher Kinder. Ziel der Podiumsdiskussion war, Kontakte zu knüpfen.

Ein ganz herzlicher Dank für alle drei Tage geht in dieser Stelle an alle Referenten, Gäste und Organisatoren, an das Heimatmuseum-Team, an meine ifa-Kollegen, an Kulturmanager Vincent Raab und an Kulturassistentin Liliána Hoffmann und besonders an den Freistaat Sachsen und an das Deutsch-Ungarische Institut. Für die organisatorische Arbeit möchte ich mich bei Kinga Dörstelmann-Fodor, bei Orsolya Szászi und vor allem bei Prof. Dr. Frank-Lothar Kroll, für die freundliche Unterstützung besonders bei Dr. Jens Baumann und Dr. Bence Bauer herzlichst bedanken.

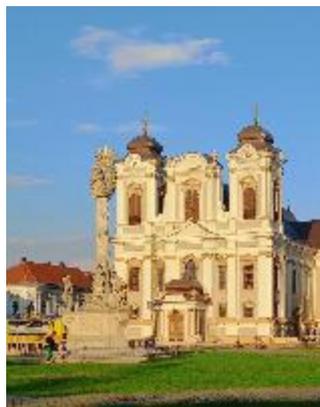
Kathi Gajdos-Frank

„Nur wer seine Wurzeln kennt, hat eine Chance auf eine fruchtbare Zukunft.“ Feier zur 25. Bischofsweihe des Banater Bischof Martin Roos

„Es war mir ein persönliches Anliegen, diese Eucharistie mit euch allen zu feiern“, wandte sich Seine Exzellenz Martin Roos, emeritierter Bischof und Jubilar, in seiner Ansprache während der heiligen Dankesmesse an die Anwesenden. Die Messe zelebrierte er anlässlich des 25. Jahrestages seiner Bischofsweihe am Samstag, den 31. August 2024, in der römisch-katholischen Domkirche zum Hl. Georg in Timișoara/Temeswar.

Die Feierlichkeiten wurden von zwei wichtigen Momenten geprägt, nämlich der Präsentation der Trilogie „Der Kirche an der Marosch. Mein Herz“, der neuen Veröffentlichung des em. Bischofs Martin Roos am 30. August im Adam-Müller-Guttenbrunn-Haus, und die Dankesmesse am 31. August in der Domkirche. Es war eine große Ehre für mich, in Vertretung des St. Gerhards-

Werkes Stuttgart daran teilzunehmen. Was mich besonders berührte, war die Mehrsprachigkeit des Pontifikal-amtes: Es wurde, in bester katholischer Tradition des Banats, in rumänischer, lateinischer, deutscher, ungarischer und kroatischer Sprache gefeiert und die Predigten und Ansprachen wurden in rumänischer, deutscher, ungarischer und italienischer Sprache verfasst. Die zum Altar gebrachten Gaben – Brot, Wein und Früchte der Erde – wurden von jungen Menschen in rumänischer, deutscher (Banat-Schwäbischer), ungarischer, bulgarischer und kroatischer Tracht dargebracht. Nach der Begrüßung durch Diözesanbischof Josef Csaba Pál, überbrachte S. E. Giampiero Gloder, Apostolischer Nuntius in Rumänien, die Botschaft von Papst Franziskus an Bischof Roos. Die Predigt in deutscher Sprache hielt dann Ehrendomherr Zoltán Toman, Diözesanpriester im Dienst des Staatssekretariats des Heiligen Stuhl in Rom. „Das Leben von Bischof Martin bringt auch zum Ausdruck“, betonte er, „dass eine starke Identität aus tiefen Wurzeln wächst! Nur wer seine Wurzeln kennt, hat eine Chance auf eine fruchtbare Zukunft. Das ist das wahre Erbe und Auftrag.“ An der Eucharistiefeier nahmen viele Erzbischöfe, Bischöfe, Erzäbte, Generalvikare, Pfarrer, Ordensschwestern, Delegierte aus verschiedenen Diözesen und auch Vertreter der Zivilbehörden, u. a. Ciprian Olinici, Staatssekretär im Staatssekretariat für Kultur, und Ovidiu Gant, Abgeordneter der deutschen Minderheit, teil.



Domkirche zum Hl. Georg in Temeswar



Bischof Martin Roos



Festlicher Einzug in den Dom

In seiner Dankesrede in mehreren Sprachen honorierte Bischof Roos die Geduld und Treue aller Anwesenden. Er vergaß dabei nicht, auch die Erzabtei Pannonhalma/Martinsberg und deren Erzabt P. Cyrill Hortobágyi zu erwähnen, aus der vor fast 1.000 Jahren zwei Gefährten des Hl. Gerhard, beides Benediktinermönche, ins Banat kamen. Die ebenfalls unvergessliche musikalische Umrahmung der Messe – „Krönungsmesse“ von Mozart, „Die Himmel rühmen“ von Beethoven oder Te Deum in allen Sprachen – wurde vom Domchor und -orchester gestaltet.

Nach der Messe konnten wir beim Mittagessen S. E. Bischof Martin Roos zu seinem 25. Konsekrationsjubiläum auch im Namen des St. Gerhards-Werkes Stuttgart persönlich unsere Glückwünsche aussprechen, unsere Geschenke überreichen und ihm Gesundheit, persönliches Wohlergehen, Kraft, Zuversicht und Gottes reichen Segen wünschen. Nach dem Essen führten wir mit Bischof Roos und mit unseren Freunden aus den Reihen der Banater Schwaben viele wertvolle Gespräche, am Nachmittag stand schließlich ein Stadtspaziergang an.

Kathi Gajdos-Frank

Ansprache zum 25. Jubiläum der Konsekration von S. E. Martin Roos, Bischof em. zu Timișoara/Temeswar

Es war am 24. August des Jahres 1944, als ein deutscher Lehrer im Vorzimmer der hiesigen rumänischen Kommandantur Schreibdienste versah. Da trat ein rumänischer Offizier zum Kommandanten und fragte ihn: „Was hat denn der junge Mann da draußen, dass er so traurig ist?“ Darauf antwortete der Kommandant: „Săracu‘ e neamț. – Der Arme ist ein Deutscher.“

Nun, die Situation von damals war weder für die Sieger noch für die Verlierer beneidenswert: im Januar 1945 die Verschleppung, im März die Enteignung von Hab und Gut, 1948 stülpte sich das kommunistische Regime über alle, ohne Unterschied von Sprache und Volkszugehörigkeit, 1951 die Verschleppung in den Bărăgan. Alles andere als beneidenswert, vor allem für die Deutschen, die ja die Besiegten waren. Schon die alten Römer sagten: „Vae victis! – Wehe den Besiegten!“

In dieser hoffnungslosen Situation begann Josef Nischbach, damals Domherr an der hiesigen Kathedrale, in den deutschen Gemeinden zu sammeln; in den ausgebluteten Gemeinden für die zu sammeln, die noch schlechter dran waren: die kleinen Kinder. Der Vater im Krieg, die Mutter verschleppt, nicht jeder hatte das Glück, Großeltern zu haben, die sich seiner angenommen hätten. Und so sammelte Nischbach die Kinder im Kloster der Lioba-Schwwestern. Er selber aber sammelte draußen

in den Gemeinden für diese Kleinen, um diese durchzubringen. Eine große, enorme Leistung! Das war der Anfang des sogenannten Kinder-Hilfswerkes.

1946/47 kamen die ersten todkrank Entlassenen aus Russland heim und waren sich selber überlassen. Nischbach tritt für sie ein. Er sandte die jungen Kapläne und die Schwestern mit Medikamenten und Geld nach Sighet und nach Focșani, an die Grenzübergänge, damit diese Armen weiterfahren konnten. Manche sind unterwegs gestorben, andere kurz darauf zu Hause, da sie die Unterernährung nicht überlebten. Noch heute finden sich in manchen Archiven unserer Pfarreien die Sammelisten von dieser Aktion – das Heimkehrer-Hilfswerk entstand. 1948 schuf Nischbach, sozusagen in letzter Sekunde, die Statuten für die Diözesan-Caritas und gab den Hilfswerken damit einen äußeren Rahmen. Er versuchte zu retten, was noch zu retten war, bevor er selber ins Gefängnis kam.

Wie anders war die Situation 1990, als die Letzten sozusagen scharenweise das Land verlassen haben! Ein alter rumänischer Pfarrer sagte mir bei einer Visitation im Kreis Arad: „Păcat că au plecat nemții! Dar bine au făcut, că noi de ăștia nu mai scăpăm. – Schade, dass die Deutschen weggegangen sind. Aber am Ende haben sie das Richtige getan: Wir wären sie sonst nie losgeworden!“ Wenn man die letzten Entwicklungen im politischen Leben unseres Landes verfolgt, dann muss man leider sagen, der Alte hat Recht gehabt.

Es ist immer gut, wenn in schwierigen, kritischen Situationen Menschen sich aufrufen und die Initiative ergreifen – eine Initiative, die anderen zugutekommt, nicht in erster Linie einem selbst. Es ist ein Bild, wie wir es auch im Evangelium gesehen haben, wo Christus offen herausagt: „Was ihr dem Letzten tut oder nicht tut, das tut ihr mir.“ Er identifiziert sich mit jedem anderen, ja, auch mit dem Letzten und sagt: „Was ihr dem getan habt, das habt ihr mir getan, mir angetan.“

Brüder und Schwestern im Herrn, die Situation nach 1990 hat so manchen aus der Anonymität herausgehoben und setzte ihn vorne hin, die Initiative zu ergreifen, die anderen zugutekommt. So entstand, wohl nicht zufällig, unter dem Namen von Josef Nischbach das Seniorenheim in Ingolstadt, nicht zuletzt durch die Initiative des Hilfswerkes der Banater Schwaben in Deutschland. Nicht zufällig entstand hier in Timișoara/Temeswar das Haus und das Seniorenheim, in dem wir uns heute befinden, um nach 25 Jahren zu feiern, Dank zu sagen für diese 25 Jahre, Dank zu sagen denen, die sich vorne hinstellten und für die anderen sorgten. Dass unsere Leute, die Letzten, die nicht ausreisen konnten oder wollten, hier die Möglichkeit haben, irgendwo noch Zuflucht zu finden, wo sie unter ihresgleichen leben können. So manchen draußen in den Dörfern geht es nicht so gut, wie denen, die hier sein können und dürfen. In der Gemeinde Gottlob sagte mir eine alte Frau: „Deutsch kann

ich nur noch mit meinem Hund und mit meiner Katze reden.“ So weit sind wir gekommen. Gut für den, der hier Zuflucht findet und unter seinesgleichen leben kann, die letzten Jahre verbringen darf. Ich glaube, das ist Grund genug, dankbar zu sein.

Als katholische Christen feiern wir meistens im Rahmen des Gottesdienstes, den wir Heilige Messe nennen. Es ist das Opfer, das Jesus Christus beim letzten Abendmahl mit den Worten dargebracht hat: „Dies ist mein Leib, der für euch hingegeben wird. Dies ist mein Blut, das für euch vergossen wird. Tut dies zu meinem Gedächtnis.“ Die ersten Christen nannten diesen Gottesdienst Brotbrechen. Wer das Brot bricht, der teilt es mit anderen. Es ist ein Zeichen und Symbol für das, was wir einander tun und antun sollen, dass wir dem anderen, der in Not ist, nicht alleine lassen, sondern ihm zu Hilfe kommen. Die Griechen nannten diese Feier „eucharistia“ – Danksagung. Der große Dank, den wir als Christen Gott darbringen, das tun wir durch Jesus Christus, der sich für uns alle am Kreuz hingegeben hat. Um das Kreuz herum gibt es kein Christentum. Deswegen ist Christentum unter Umständen eine gefährliche Sache, alles andere als harmlos, weil jeder gefordert ist, sein Leben hinzugeben für den anderen, der neben ihm ist, für den anderen, der in Not ist und meine Hilfe braucht. Deswegen Dank all jenen, die die Initiative ergreifen für andere, sich einsetzen mit ihrem Leben, mit ihrer Existenz, mit ihrer Zeit, da sind für andere, wo sie gebraucht werden. Das ist für uns andere, für alle, ein Zeichen der Aufmunterung und der Hoffnung, mitten in allem Elend, mitten in aller Not.

Wie gesagt, Nischbach fand damals Helfer. Das war in erster Reihe das Kloster der Lioba-Schwester unter der Priorin Hildegardis Wulff, die seinerzeit aus Freiburg im Breisgau gekommen war und hier das Kloster eröffnet hat, mit Entbindungsstation, mit Zuflucht für alle. Ihr Ruf hatte sich über die Grenzen hinaus verbreitet bis in das serbische Banat, bis in die Batschka hinein, wo Menschen aufbrachen und sich auf den Weg nach Temeswar machten, weil sie hörten: „In Temeswar suche das Weib Hildegardis!“ Mit diesem Rat machten sich viele Junge auf den Weg und fanden hier Zuflucht, weil Menschen da waren, die sich ihrer angenommen haben.

Ein letztes Beispiel: In Oradea/Großwardein hatte man damals ebenfalls eine Station eingerichtet (Nischbach) und hatte junge Kapläne und Schwestern dorthin geschickt, die den Kriegsgefangenen, die auf dem Weg nach Hause waren, zu Akten, zu Papieren verholfen haben, damit sie über die Grenze konnten.

Ich darf zum Schluss noch auf Konrad Adenauer hinweisen: Nach dem Krieg hat er zusammen mit dem damaligen Erzbischof von Köln, Kardinal Frings, später Kardinal Höffner, und mit Oswald von Nell-Breuning, dem großen Sozialwissenschaftler aus der Gesellschaft Jesu, einen Staat aufgebaut, den wir heute mit Stolz

Sozialstaat nennen. Und das war der große Segen. Sowohl die Steuerreform auf sozialem als auch auf kirchlichem Gebiet schuf die Möglichkeit, die halbe Welt zu unterstützen und unter die Arme zu greifen. Vergessen wir nicht: Auch vor 1990 ist aufgrund dieses Sozialstaates auch viel hier bei uns geholfen worden. Nach 1990 entstanden dann die Seniorenheime für die, die hiergeblieben sind.

Ich glaube, wir haben alle als Deutsche auch ein bisschen Grund, für diesen Sozialstaat dankbar und auf ihn stolz zu sein. Jeder möge es auf seine Art im Stillen tun und daran denken, dass immer wieder Menschen in unserem deutschen Volk gefunden wurden, die anderen geholfen haben und für andere da waren. Wir sollten sie nicht vergessen!

Verschriftlicht von Astrid Weisz

50-jähriges Bischofsjubiläum

Der Weihbischof der Diözese Vác/Waitzen, Dr. Lajos Varga, feierte am 19. Oktober sein 50-jähriges Jubiläum in der wunderschönen, unlängst renovierten Kathedrale von Waitzen. Zu der Feier wurde auch der Vorstand des St. Gerhards-Werks Ungarn (Verein der Katholischen Ungarndeutschen) eingeladen. Weihbischof Dr. Lajos Varga fördert den Verein der Katholischen Ungarndeutschen seit vielen Jahren, er zelebrierte mehrmals die deutschsprachigen Festmessen in Weschni, Budapest und in Waitzen. Ebenso vertrat er die Donauschwaben bei der 60. Gelöbniswallfahrt in Altötting. Im Namen des St. Gerhards-Werks Ungarn drücken wir ihm unsere Liebe und Dankbarkeit aus und wünschen ihm alles Gute, viel Kraft, Gesundheit und Gottes Segen zu seiner zukünftigen Tätigkeit.

Maria Herein Kőrös

Deutscher Kreuzweg auf den Kalvarienberg in Pesthidegkút-Ófalu/Hidigut-Altendorf und in Pilisvörösvár/Werischwar

Schon seit Jahren organisiert die St. Elisabeth-Katholische Gemeinde deutscher Sprache mit der Deutschsprachigen Evangelischen Gemeinde Budapest einen deutschen Kreuzweg auf den Kalvarienberg in Pesthidegkút-Ófalu/Hidigut-Altendorf. Es bereitete den Gemeindemitgliedern große Freude, dass sie bei angenehmem Frühlingswetter am 9. März den Kreuzweg unter der Leitung von Pfarrer Bernhard Kollmann (katholische Gemeinde) und von Pfarrerin Barbara Löttsch (evangelische Gemeinde) beten konnten.

Der romantische, aber ziemlich steile Kalvarienberg (384 Meter) in Hidigut-Altdorf ist nicht nur für die Kreuzweggeher, für die Gläubigen, sondern auch für die Touristen ein besonderer Ort. Über diesen Kreuzweg, über die einzelnen Stationen findet man nicht viele Informationen. Es ist wahrscheinlich, dass den Kreuzweg die nach der Zurrückeroberung von Buda/Ofen (1686) nach Hidigut angesiedelten Deutschen errichtet haben, so Gergely Benyó in einem Internetbericht. Die Vorfahren gingen an jedem Karfreitag die zwei Kilometer lange Strecke in Prozession von der Kirche auf den Kalvarienberg. Auf einer Landkarte aus dem Jahr 1778 ist der Kalvarienberg in Hidigut-Altöfen bereits als Bezugspunkt zu sehen.

Im Jahr 1946 wurden von 1.500 Einwohnern 1.300 vertrieben, ein großer Teil von ihnen lebte und lebt in der Gegend von Mosbach in Baden. 1950 wurde Hidigut eingemeindet und ein Teil des 2. Bezirks, der Kalvarienberg bildet die Grenze zwischen dem 2. und dem 3. Bezirk Budapests.

Nach der Wende wurde die schöne alte Tradition, das „Kreuzweggehen“, wieder ins Leben gerufen. Auf Initiative von Pfarrer Lajos Bognár wurden die vierzehn Stationen und die dazugehörigen Wegstrecken mit den Kreuzen im Jahre 2002 renoviert.

Zu dieser Zeit wurden den einzelnen Stationen bronzierte Reliefs der berühmten, mit dem ungarischen Kulturpreis ausgezeichneten Bildhauerin Maria V. Majzik beigegeben, die im Übrigen auch das Denkmal der ungarischen Nationalhymne in Budakeszi/Wudigess und die Keramik der neunten Station des Wudigesser Kreuzweges angefertigt hat.

Die Stationen und die drei Kreuze auf dem Gipfel des Kalvarienberges wurden in Weiß angestrichen. Auf dem mittleren Kreuz befindet sich Jesu, die beiden anderen Kreuze sind leer. Ganz oben auf dem Kalvarienberg sind Grenzsteine zu finden, die vor circa 150 Jahren – nach der Vereinigung von Pest, Ofen und Altöfen – aufgestellt wurden. Auf manchen ist die Jahreszahl noch heute zu lesen.

Der deutsche Kreuzweg der zwei Gemeinden ist ein großes Erlebnis für Groß und Klein. Vor einer Station fand die Andacht des katholischen Pfarrers, vor der nächsten die der evangelischen Pfarrerin. Nicht nur die Erwachsenen, sondern auch die Kinder lasen Texte vor. Oben angekommen beschlich einem das Gefühl, sich sowohl seelisch als auch physisch über den Alltag erheben zu können. Das Panorama ist einfach atemberaubend! Auf das Gebet vor den Kreuzen folgte ein gemeinsames Picknick.

Der deutsche Kreuzweg des St. Gerhards-Werks Ungarn auf den Kalvarienberg von Pilisvörösvár/Werischwar fand am 15. März – dem Nationalfeiertag – statt. Überraschend wie erfreulich war die große Zahl an Teilnehmern. Unter den Gläubigen waren nicht nur Familien mit

Kleinkindern, sondern auch viele Jugendliche. Bernhard Kollmann, der die Andacht führte, legt jedes Jahr großen Wert darauf, dass die Kinder aktiv teilnehmen. Das schöne, laute gemeinsame Singen war vor allem György Szaturi, dem Werischwarer Kantor, zu verdanken, der unter den Gläubigen auch Notenhefte verteilte.

Die deutsche Messe in der Kirche, ebenfalls von Pfarrer Kollmann zelebriert, begann um 18 Uhr. Am Nationalfeiertag wurde auch für unsere Heimat, für die Freiheit und für den Frieden gebetet.



Der Schaumarer Chor



Maria Herein Kőrös

Maiandacht des St. Gerhards-Werks Ungarn zusammen mit dem Fest des Heiligen Johannes von Nepomuk in Dunaharaszti/Harast. Gemeinsame Veranstaltung – gemeinsames seelisches Erlebnis

Als wir in der Pause der Gala des Verbandes der Deutschen Selbstverwaltungen in Nordungarn e. V. mit Andreas Zwick aus Dunaharaszti/Harast über unsere Zukunftspläne sprachen, ist die Idee aufgetaucht, dass das St. Gerhards-Werk Ungarn seine diesjährige Maiandacht zusammen mit dem Haraster Fest des Heiligen Johannes von Nepomuk organisieren könnte. Beide Veranstaltungen finden immer im Mai statt: Es ist der Monat der Jungfrau Maria, am 16. Mai ist der Gedenktag des in ganz Europa bekannten Märtyrers, des Heiligen Johannes von Nepomuk, der 1729 von Papst Benedikt XIII. heiliggesprochen wurde. Die Haraster Gläubigen beschwerten sich oft, dass sie an der Maiandacht des St. Gerhards-Werks nicht teilnehmen können, weil das Nepomukfest mit dem Lichterschwimmen zusammenfällt. Anfang des Jahres meldete sich die Vorsitzende des Schaumarer Heimatvereins, Magdolna Cservenyi, und schlug vor, dass der Schaumarer Traditionspflegende Gemischte Chor für die musikalische Umrahmung der Zeremonie sorgen würde. Der Plan stand fest: Wir luden Bernhard Kollmann, Pfarrer der St. Elisabeth – Katholische Gemeinde deutscher Sprache, damit er zusammen mit dem Haraster Pfarrer, Dr. Attila Sztankó, am 18. Mai, am Pfingstsonntag, um 18 Uhr die deutschsprachige Messe in der Pfarrkirche in Harast zelebriert.

Beide Pfarrer, der Organist aus Solymár/Schaumar Tibor Sarlós, die zwei Chorleiterinnen, Elisabeth Jeney, Chorleiterin des Schaumarer Traditionspflegenden Gemischten Chors, Zsuzsanna Krausz-Hommer, Chorleiterin des Blumenstrauß-Chors Harast, und der Hauptorganisator Andreas Zwick koordinierten das Programm.

Zu der von dem St. Gerhards-Werk Ungarn, von der Sankt Stephan-Pfarrei, von der Stiftung Heimatland Harast, von dem Verein Junger Haraster Schwaben organisierten Veranstaltung kamen die Gläubigen aus Schaumar, Pilisvörösvár/Werischwar, Budakeszi/Wudigess, Budapest, Budaörs/Wudersch, Vecsés/Wetschesch, Kerepes, Kerecsend, Szár/Saar, Piliscsaba/ Tschawa, sogar aus Baje. Andreas Zwick und die Haraster Gemeinde haben alles getan, damit die Messe mit der Prozession und mit der Litanei am Donau-Ufer reibungslos und feierlich stattfinden konnte. Die Haraster Tänzer, die Chormitglieder, die Helferinnen und Musikanten standen mit den

Gläubigen in Volkstracht schon vor der Kirche, als unser Sonderbus mit den Pilgern ankam. Die ziemlich große neugotische St. Stephan-Kirche war schön geschmückt und gut gefüllt. Beide Chöre haben wunderschön gesungen, sie verzauberten alle Anwesenden, Tränen glänzten in den Augen der Gläubigen, während sie die alten deutschen Kirchenlieder hörten: „Hier liegt vor deiner Majestät im Staub die Christenschar“ (Blumenstrauss-Chor Harast), „Bespreng meine Seele, Gott soll gepriesen werden, Nimm an, oh Herr, die Gaben, Singt heilig, heilig, heilig, Betrachtet ihn in Schmerzen“ (Schaumarer Traditionspflegender Gemischter Chor), „Donna nobis pacem“ (Blumenstrauss-Chor Harast), „Oh Herr, ich bin nicht würdig, Mutter muss ich nochmals grüßen, Großer Gott, wir loben dich“ (Schaumarer Traditionspflegender Gemischter Chor).

In seiner Predigt sprach Pfarrer Bernhard Kollmann darüber, dass auf diesem Ort einst eine alte Kirche stand, die den Namen des Heiligen Johannes von Nepomuk trug und würdigte das Lebenswerk des Brückenheiligen und des Patrons des Beichtgeheimnisses. Er zog auch Parallelen zwischen dem Leben des Märtyrers und dem des Heiligen Gerhards, unseres Namensgebers.

Nach der Messe ging die Prozession (die Teilnehmerzahl lag bei über 300) auf der Hauptstraße mit der Blumen geschmückten Statue des Heiligen Johannes von Nepomuk zum Donau-Ufer. Der Anblick der Ungarndeutschen war berührend: Vorn liefen die Ministranten und die Pilger mit den Kreuzen und Fahnen, dann kamen die Träger der Statue, die Pfarrer, die Blaskapelle, Chormitglieder und Tänzer der Jugend- und Kindertanzgruppen in Volkstracht. Während die Blaskapelle eifrig spielte und wir die deutschen Kirchenlieder hörten und sangen, erfüllte Stolz unser Herz. Die Ungarndeutschen besitzen noch ihre Traditionen, pflegen noch ihre kirchlichen Traditionen, sowohl die Marien-Verehrung als auch die Verehrung der Schutzpatrone sind unter den Ungarndeutschen lebendig.

Am Donau-Ufer verlief die Sankt Johannes-Litanei auch in deutscher Sprache, bevor die Statue des Heiligen Johannes von Nepomuk auf einem mit Blumen geschmückten Boot auf das Wasser gelassen wurde. Beide Chöre haben in Dämmerung wunderschön gesungen und die Blaskapelle hat begeistert gespielt. Die Jugendlichen und Kinder haben Lichter auf Brettchen angezündet und aufs Wasser gelassen. Das Fest am Ufer endete mit dem Auftritt des Sängersenmbles (5 Burschen) mit Akkordeon-Begleitung von Norbert Sax. Ein herzliches Dankeschön beiden Pfarrern, den kleinen und großen Ministranten, allen Mitwirkenden – besonders den Schaumarer Traditionspflegenden Gemischten Chor und dem Haraster Blumenstrauss-Chor, die die Zeremonie bereicherten –, den Fahnen- und Statue-Trägern für die unvergessliche Feier.

Die Agape, die Bewirtung der Teilnehmer, dient dazu, dass die Bekannten einander begrüßen und die Gläubigen miteinander Kontakt schließen können. Die Stimmung war sehr gut, die Blaskapelle musizierte, Alt und Jung haben noch getanzt, als die Pilger und die Chormitglieder aus Schaumar, die mit dem Sonderbus kamen, Abschied nehmen mussten. Die Veranstaltung wurde von dem Deutschen Schulverein der Komitate Pest und Naurad, der Deutschen Selbstverwaltung des Komitates Pest und der Deutschen Nationalitätenselbstverwaltung Harast gefördert.

Maria Herein Kőrös

Die kirchlichen Traditionen bewahren, pflegen und aktiv gestalten. Festmesse des St. Gerhards-Werks Ungarn

Die traditionelle Festmesse zu Ehren unseres Namensgebers, den Heiligen Gerhard, fand am 28. September um 10 Uhr in der Kirche zu den Wundmalen des Heiligen Franziskus in der Fő-Straße in Budapest statt. Die deutsche Messe wurde von Bernhard Kollmann, Pfarrer der St. Elisabeth – Katholische Gemeinde deutscher Sprache zelebriert, für die musikalische Umrahmung sorgte der Deutsche Nationalitäten-Volksliederkreis Szár/Saar unter der Leitung von Frau Anikó Speier. Die Saarer Gläubigen sind treue Mitglieder des St. Gerhards-Werks, sie nehmen regelmäßig an unseren Veranstaltungen teil. Deshalb war es für uns eine große Freude, dass der im Jahre 1989 gegründete Chor aus Saar unsere Einladung annahm. Der Volksliederkreis wurde auf der Landesqualifikation der Volksliederchöre dreimal mit Gold ausgezeichnet. Die wunderschönen, bekannten ungarndeutschen Lieder fanden bei den Messebesuchern auch diesmal großen Beifall. Die Pilger kamen aus zehn Ortschaften, vor allem vom Ofner Bergland.

In seiner Predigt sprach Pfarrer Bernhard Kollmann über den Begriff „heilig“ und hob hervor, dass ganz heilig Gott allein ist; aber es gibt heilige Menschen, die so viel Liebe

Neuer Vorstand bei der Landsmannschaft der Donauschwaben

Aus der donauschwäbischen Presse ist bisher kaum zu erfahren gewesen, dass der Bundesvorstand der Landsmannschaft der Donauschwaben neu gewählt worden ist. Dies geschah bei der Bundesversammlung am 7. April 2024 im Haus der Donauschwaben in Sindelfingen.

in die Welt bringen, und diese Liebe auch von Gott kommt. Die Heiligen sind „Fenster“, die das Licht durchscheinen lassen. So ein Vorbild war der Heilige Gerhard, der sich als Bischof auch um die Kranken sorgte.

Nach der Messe durften das gemeinsame Singen und Feiern im Gemeindesaal nicht fehlen, beides beweist, dass unsere Traditionen noch lebendig sind. Die Bewirtung der Chormitglieder und Pilger wurde von der Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen und von dem Deutschen Schulverein der Komitate Pest und Nógrád/Naurad gefördert.

Maria Herein Kőrös

Kapelle St. Anna auf dem Schwabenberg

Die Kapelle errichteten die Schwaben aus Budakeszi/Wudigess zu Ehren der Mutter von Jungfrau Maria, der Heiligen Anna, zwischen 1825 und 1830. Sie wurde ein beliebter Wallfahrtsort, wohin die Wudigesser jedes Jahr, besonders am 26. Juli, am Namenstag der Heiligen Anna, mit einer Prozession gern gekommen sind, um bei Gott für die gute Ernte zu beten.

Die Wiese um die Kapelle bekam ihren Namen nach der Kapelle St. Anna.

Die kleine Kapelle überlebte auch die Verwüstungen des Zweiten Weltkrieges, wurde aber 1952/53 von kommunistischen Jugendlichen zerstört.

Zum 100. Geburtstag des Budapester Zugligeti-Vereins hat die Familie Salamin die Kapelle wiederaufgebaut. Sie wurde 2023/24 sowohl äußerlich als auch im Inneren renoviert. Im Zuge der Renovierung kam als Geschenk der im Jahr 1946 aus Wudigess vertriebenen Anna von Staden (Holl Nusi) aus Heidelberg ein 150-jähriger hölzerner Hausaltar in die Kapelle.

Maria Herein Kőrös

Es erweist sich daher als notwendig – in aller gebotenen Kürze und zurückgreifend auf das von Norbert Merkle gefertigte Protokoll – auf die veränderte Konstellation an der Spitze sowohl der Landsmannschaft als auch des Weltdachverbandes hinzuweisen, selbst wenn das – vom Amtsgericht bestätigte – Wahlergebnis schon seit einem halben Jahr Gültigkeit besitzt.

Bei den vom ehemaligen Innenminister Heribert Rech geleiteten Neuwahlen der ordnungsgemäß einberufenen und durchgeführten Bundesversammlung waren 47 Stimmberechtigte anwesend. Für die Wahl des Bundes-

vorsitzenden wurden zwei Kandidaten vorgeschlagen: Hans Supritz und Jürgen Harich. Da beide kandidierten, wurde geheim gewählt. Auf Harich entfielen 36, auf Supritz elf Stimmen. Jürgen Harich nahm die Wahl an, bedankte sich bei Hans Supritz für die geleistete Arbeit und bat ihn, weiterhin für den Verband tätig zu sein. Er bat auch um das Vertrauen der Mitglieder. Hans Supritz sprach seine Glückwünsche aus, lehnte jedoch eine mögliche Wahl zum Ehrenvorsitzenden ab.

Da es bei den weiteren Wahlgängen keine Gegenkandidaten gab, erfolgten sie offen per Handzeichen. Alle Wahlvorgänge waren dann auch einstimmig, alle gewählten Kandidaten nahmen die Wahl an. Zu Stellvertretern des neuen Bundesvorsitzenden wurden Renata Trischler, Dieter Weber und Thomas Dapper, zum Schriftführer Klaus Didio, zur Schatzmeisterin Waltraud Dinges, zu Kassenprüfern Anna Kunz, Paul Nägl und Bianca Groß, zu Vertretern der Heimatortsgemeinschaften neben Gerhard Harich auch Bernhard Hunger gewählt. Maja Kirschenheuter ist weiterhin als Bundesjugendleiterin tätig.

Die Zusammensetzung des Bundesvorstands hat sich somit deutlich verjüngt, was vielfach als gutes Zeichen für die zukünftige Arbeit gewertet wird. Endlich ein Generationenwechsel! Eine vernetzungsvorteilhafte Koinzidenz mag auch die Tatsache sein, dass Jürgen Harich, der die Donauschwaben überall auf dem Globus besucht hat, am 6. Juli 2024 in Marchtrenk einstimmig auch zum neuen Präsidenten des Weltdachverbandes der Donauschwaben nominiert wurde. Beide Ämter können voneinander profitieren und sich ergänzen.

Stefan P. Teppert

Mitgliederversammlung im Südostdeutschen Priesterwerk Stuttgart e. V. Neuer Vorstand mit vielen neuen, herausfordernden Vorhaben

Die rege Beteiligung bei der Mitgliederversammlung des Südostdeutschen Priesterwerks am 21. Mai 2024 im Pfarrzentrum St. Thomas in Trockau zeigte die Treue und Liebe zum Verein. Die Tagesordnung ging allen Mitgliedern rechtzeitig zu. Das Protokoll der letzten Mitgliederversammlung und der Arbeitsbericht des Vorstandes wurden von den Teilnehmern durch Handzeichen angenommen. Auch der Kassenbericht sowie der Bericht der Kassenprüfer trug zur Entlastung des Vorstandes bei. Somit ging es durch Vorschlag von Pfr. Josef Hell aus Trockau zur Bestimmung eines Wahlleiters und eines Helfers. Die Teilnehmer stimmten dem Vorschlag zu, dass Josef Lutz aus Nürnberg als Wahlleiter

fungierte, Rudolf Fath aus Plüderhausen als sein Helfer. Es wurde eine Wahl der Kandidaten mittels Handzeichen beschlossen. Alle Vorgeschlagenen kandidierten und nahmen nach Abstimmung die Wahl an.

Zum Vorsitzenden wurde Pfarrer Karl Zirmer aus Ginsheim-Gustavsburg gewählt, zum stellvertretenden Vorsitzenden Pfr. Paul Kollar aus Ludwigshafen-Oggersheim, zum Schriftführer Pfr. Günther-Dieter Loch aus Trebur, Kassierer wurde Pfr. Adam Possmayer aus Gaukönigshofen, Beisitzer Pfr. Josef Hell aus Trockau. Als Kassenprüfer wurden Pfr. Bernhard Fetzter aus der Seelsorgeeinheit Hohenloher Ebene bei Rot am See und Pfr. Sepp Tänzler aus Freiburg im Breisgau gewählt. Alle Neugewählten bedankten sich und versprachen, ihr Bestes für den eingetragenen Verein in Stuttgart wie auch für die römisch-katholischen Gläubigen aus dem Donauraum zu geben. Die Amtsdauer des Vorstands beträgt vier Jahre.

Danach wurde noch über die mannigfaltigen Tätigkeiten im Jahresverlauf gesprochen: viele auch inhaltlich verschiedene Wallfahrten zu gestalten; Auftreten bei den Treffen der Heimatortsgemeinschaften; Werbung für neue Mitglieder; Förderung der Gottesdienste; die Friedensarbeit aller Brückenbauer im Dienste der Versöhnung mit den Heimatdiözesen; das Geschichtsbild der Heimatregionen der Vertriebenen in Europa zu ebnen für ein friedfertiges Europa der Völker, Nationen, Ethnien, Sprachen, Regionen und Religionen; Aufarbeiten einiger Schicksale der Märtyrer; Förderung der Publikationen in Broschüren, Zeitschriften, digitalen Medien und in Buchform; Stärkung unseres donauschwäbischen Glaubens aus der k. (u.) k. Monarchie.

Weitere vielversprechende Termine in der neuen Legislaturperiode stehen bevor, worauf sich die vielen römisch-katholischen Gläubigen freuen. Freilich wird bei der Organisation der verschiedenen Veranstaltungen auch Mithilfe vonnöten sein. Gemeinsam sind wir stark im Glauben und bei den Veranstaltungen, zur Zufriedenheit unserer Gläubigen.

Josef Lutz

Vollversammlung des Weltdachverbandes der Donauschwaben in Marchtrenk und Neuwahlen

Am 6. Juli 2024 fand im oberösterreichischen Marchtrenk die Vollversammlung des Weltdachverbandes der Donauschwaben statt. Diese bedeutende Veranstaltung brachte Vertreter und Mitglieder aus verschiedenen Ländern zusammen, um die Zukunft und die Aktivitäten des Verbandes zu besprechen und zu planen.

Ein zentrales Ereignis der Vollversammlung war die Wahl des neuen Präsidiums des Weltdachverbandes. Es setzt sich wie folgt zusammen:

Präsident: Jürgen Harich (Donauschwaben Deutschland); *Vizepräsident und Vizepräsidentinnen:* Robert Filippi (USA), Glenn Herold (Kanada), László Kreiszi (Ungarn), Paul Mahr (Österreich), Christine Neu (Banater Schwaben Deutschland), Vivianne Schüssler (Brasilien), Renata Trischler (Donauschwaben Deutschland); *Kassenwartin:* Elisabeth Ziemer; *Schriftführerin:* Maria K. Zugmann-Weber; *Jugendvertreterinnen:* Edina Bunth (Ungarn), Nikita Geier (Brasilien), Shayla Herold (Kanada), Anna Martini (USA), Sandra Peric (Deutschland); *Kassenprüfer:* Thomas Erös (Sathmarer Schwaben/Deutschland), Rose-Marie Hauer (USA); *Pressereferent:* Manfred Mayrhofer (wurde laut Satzung berufen); *Ehrenpräsidenten:* Stefan Ihas, Josef Jerger.

Die Vollversammlung des Weltdachverbandes der Donauschwaben ist ein wichtiges Ereignis, das die Gemeinschaft der Donauschwaben weltweit stärkt. Es bietet eine Plattform für den Austausch von Ideen, die Planung gemeinsamer Projekte und die Förderung der Kultur und der Traditionen der Donauschwaben.

Die Wahl des neuen Präsidiums markiert einen wichtigen Schritt in der Weiterentwicklung des Verbandes. Mit Vertretern aus verschiedenen Ländern und Regionen spiegelt das Präsidium die internationale Ausrichtung und die Vielfalt der Donauschwaben wider.

Mit dem neu gewählten Präsidium und der Unterstützung der Mitglieder blickt der Weltdachverband der Donauschwaben optimistisch in die Zukunft. Die kommenden Jahre werden sicherlich von zahlreichen Aktivitäten und Initiativen geprägt sein, die die Gemeinschaft weiter stärken und die Kultur der Donauschwaben bewahren und fördern werden.

Die Vollversammlung in Marchtrenk war ein voller Erfolg und ein bedeutender Meilenstein für den Weltdachverband der Donauschwaben.

Das Pressereferat des Weltdachverbandes bedankt sich bei den ehemaligen und jetzigen Mitgliedern des Präsidiums für die Zusammenarbeit und hofft, dass es auch unter der neuen Präsidentschaft weiterhin so sein wird.

Pressemeldung bezüglich Vollversammlung des Weltdachverbandes

Liebe Landsleute, liebe Donauschwabenfreunde, sehr geehrte Damen und Herren!

Auf der Hauptversammlung des Weltdachverbandes der Donauschwaben wurde ich Anfang Juli im österreichischen Marchtrenk einstimmig zum neuen Präsidenten gewählt. Der Wunsch nach einem Generationenwechsel war sehr groß und das Wählervotum war überwältigend. Dies ehrt mich sehr und die Freude und Dankbarkeit ist groß. Vielen herzlichen Dank für das mir damit entgegengebrachte Vertrauen!

Auf die neuen Aufgaben freue ich mich sehr. Altbewährtes beibehalten, Veränderungen vorantreiben und unsere donauschwäbische Gemeinschaft zu unterstützen, sind nur ein paar Beispiele. Das neue Präsidium ist davon überzeugt, die anstehenden Herausforderungen mit großem Engagement zu meistern und geht bestärkt in die Zukunft. Das „WIR“ wird bei uns groß im Vordergrund stehen.

Herzlichen Glückwunsch an alle Gewählten! Mein besonderer Dank gilt Stefan Ihas und Josef Jerger, die nicht mehr kandidiert haben. Ihr Einsatz für den Weltdachverband in den vergangenen Jahrzehnten war sehr groß und ist beispielhaft für eine erfolgreiche Arbeit! Beide wurden einstimmig zu neuen Ehrenpräsidenten ernannt. Dies freut mich auch persönlich sehr!

Erlauben Sie mir ein paar Worte zu meiner eigenen Person: Aufgewachsen als Kind in der donauschwäbischen Hochburg Spaichingen im Landkreis Tuttlingen kam ich schon sehr früh in Kontakt mit unserem kulturellen Erbe aus der alten Heimat. Meine Omas und Opas stammen aus Gajdobra in der Batschka und aus Mramorak und Franzfeld im Banat. Ihre Geschichten von „dahoam“ prägen mich bis heute. Ich bin ihnen unendlich dankbar dafür, dass sie mir so viel Schönes, aber auch so viel Trauriges erzählt haben. Als Gymnasiallehrer hatte ich mir in den Jahren 2017 und 2018 ein Sabbatjahr gegönnt, in dem ich ein ganzes Jahr bei den Donauschwaben weltweit in Brasilien, Argentinien, Australien, Kanada, Südafrika, Österreich, Serbien, Kroatien, Rumänien, Ungarn und in den USA war. Seitdem bin ich zu den Donauschwaben in der ganzen Welt bestens vernetzt. Diese Kontakte bereichern und helfen mir sehr. Durch meine Arbeit als Bundesvorsitzender der Landsmannschaft der Donauschwaben in Deutschland kann der Weltdachverband nun ebenfalls profitieren.

Auf eine gute Zusammenarbeit und auf eine weiterhin gute Pflege unseres kulturellen Erbes und unserer Traditionen! Ich freue mich auf die Begegnungen und den persönlichen Austausch mit Ihnen!

Herzliche Grüße an alle
Ihr Jürgen Harich

Trauer um Franz Wesinger – Brückenbauer zwischen Ost und West

Die Donauschwaben haben über Jahrhunderte hindurch nicht nur in ihren Siedlungsgebieten in Ungarn, dem ehemaligen Jugoslawien und Rumänien das religiöse und gesellschaftliche Leben nachhaltig gestaltet und somit Geschichte geschrieben, sondern sind mit ihrer gewaltsamen Entwurzelung auch selbst zu einem Stück südosteuropäischer Geschichte geworden.

Niemand kommt von seiner Vergangenheit los. Man kann dies unberührt hinnehmen oder zu einem positiven Erleben werden lassen. Der überwiegende Teil der Donauschwaben hat sich von Anfang an für ein aktives Handeln entschieden, ein Handeln, das verständlicherweise zunächst auf die Existenzsicherung der eigenen Familie und auf nachbarschaftliche Hilfestellung ausgerichtet war: Viele Männer und Frauen donauschwäbischer Herkunft, die das St. Gerhards-Werk e. V. gegründet und in der Folgezeit mittrugen, aber auch darüber hinaus Geist und Tatkraft in den Dienst christlicher Nächstenliebe gestellt haben und über den Tellerrand eigener Bedürfnisse hinausschauten, Hilfen für Menschen insbesondere in den osteuropäischen Ländern organisierten. Glauben heißt handeln, und das bedeutet sich mit Vertrauen einlassen auf das Wort Christi. Der Evangelist Johannes ermahnt uns: „Betrüget euch nicht selbst, indem ihr das Wort nur hört, ihr müsst es in die Tat umsetzen. Denn was nützt es, wenn einer sagt, er hat den Glauben, aber es fehlen die Taten (Joh 2,14).“ Diesem Bibelwort folgte Dipl.-Ing. Franz Wesinger.

Franz Wesinger war Sohn der Schreinerheleute Konrad und Anna Wesinger (geb. Horn), er besuchte in Bački Brestovac/Batsch-Brestowatz die Volksschule. Es folgten Bürgerschule, Gymnasium, Schreinerlehre, Wehrtüchtigungslager und Kriegsgefangenschaft.

Das Abitur legte er in Österreich ab, anschließend begann er mit dem Architektur-Studium, das er mit der Diplomprüfung abschloss. 1953 heiratete er die ebenfalls in Batsch-Brestowatz geborene Theresia König. In Olching bei München fand die Familie eine neue Heimat. Der Ehe wurden zwei Töchter und ein Sohn geschenkt. Als selbstständiger Architekt und Bauträger erstellte er Privathäuser, Schulen, ganze Siedlungen und Touristendörfer auf den Kanarischen Inseln.

Nach Schließung seines Architekturbüros 1999 entdeckte er seine Liebe zur Mission und half in Russland, Chile, Brasilien, Paraguay und Afrika. Als freiberuflicher Architekt plante er ehrenamtlich und zu Ehren Gottes Klöster, Kapellen und Kirchen in Zaire, Tansania und Paraguay.

Wesinger war Gründungsmitglied und 30 Jahre im Bundesvorstand von „Kirche in Not“ tätig. Die Osthilfe wurde seit der Wende zusammen mit dem St. Gerhards-Werk über sein Büro abgewickelt. Zählt man die gelieferten Hilfsgüter zusammen, kommt man auf viele hunderte Tonnen. Wesinger war Initiator, unermüdliche Antriebskraft und zuverlässiger Koordinator der vielfältigen Hilfstransporte in viele Länder des ehemaligen Ostblocks.

Franz Wesinger war Gründungsmitglied des Heimatausschusses „Batsch-Brestowatz“. Im Jahre 1988 konnte er dank einer Spendenaktion mit Pfarrer Pauli seine Brestowatzer Heimatkirche vor dem Zerfall retten. Als 15 Jahre später diese Kirche wieder im Chaos zu versinken drohte, war es erneut Franz Wesinger, der die Initiative ergriff und mit der Renovierung begann. Inzwischen ist die Innenrenovierung fast beendet und auch mit dem Außenanstrich begonnen. Auf Initiative von Franz Wesinger haben die Karmeliter in Sombor die Betreuung übernommen und feiern an einem Samstag im Monat mit den Katholiken von Brestowatz eine Heilige Messe. Er hat hier mit viel Einsatz und Engagement ein wieder bewohnbares Gotteshaus geschaffen, Leben in der Gemeinde aktiviert, Zeichen der Verständigung gesetzt und ein unauslöschliches deutsches, christliches Denkmal erhalten. Dies wird auch an den in den letzten Jahren immer mehr gefragten und von Franz Wesinger organisierten Wallfahrten aus Deutschland nach Brestowatz sichtbar.

Dank gebührt dem Visitator em. der Donauschwaben, Msgr. Andreas Straub, der Franz Wesinger in allen Anliegen der Hilfen für unsere Landsleute stets unterstützte, ebenso dem Nachfolger im Amt des Vorsitzenden des St. Gerhards-Werkes, Hermann Schuster, der das Werk fortsetzte und in Franz Wesinger stets ein Vorbild im Wirken für die Donauschwaben sah. Franz Wesinger ist am 28. März 2024 in Olching in die Ewigkeit abberufen worden.



Traueranzeige Franz Wesinger



Hans Vastag, Rudolf Fath

Termine für 2025

10.5.	Kulturtagung „Religiöses Leben zwischen den beiden Weltkriegen“	12./13.7.	Gelöbniswallfahrt nach Altötting
18.5.	75. Wallfahrt zum Schönenberg	18.7.	Mitgliederversammlung im Haus der Donauschwaben in Sindelfingen „80 Jahre Kriegsende. Erinnerungen“
29.5.	Gelöbnis-Wallfahrt Bad Niedernau		
22.6.	Wallfahrt zum Dreifaltigkeitsberg in Spaichingen	22.11.	Kulturtagung „Religiöses Leben in Nachkriegszeit und Diktatur“

Bildnachweise

S. 1, 2, 14, 17, 36, 37: Rainer Bendel	S. 29: IKGS
S. 3: Reinhard Hauke	S. 35: Claudiu Călin
S. 16: Ana Höniges	S. 39, 40: Jakob Bleyer Heimatmuseum
S. 19, 22, 24, 25, 28: Stefan P. Teppert	S. 43: Kathi Gajdos-Frank
S. 29: Josef Lutz	S. 51: Gerhards-Werk

Links

Die Homepage beinhaltet inzwischen einen Link, der einen direkten Zugriff auf den „Gerhardsboten“ und Downloads ermöglicht. Die bisherigen Nummern des „Gerhardsboten“ wurden in Kooperation mit der Bibliothek des Ostens in Herne eingescannt und stehen über diese auch digital zur Verfügung: <https://martin-opitz-bibliothek.de/de/elektronischer-lesesaal?keyword=0468520>

Impressum

Herausgeber: St. Gerhards-Werk e. V., Jahnstr. 30, 70597 Stuttgart, Homepage: www.sankt-gerhard-werk.de, Vereinsregister: VR1610 Amtsgericht Stuttgart

Vorsitzender: Pfarrer GR Klaus Rapp, Bachgasse 14, 69502 Hemsbach
E-Mail: rapp-kl@t-online.de

Redaktion: Rainer Bendel, Robert Pech, Klaus Rapp

Satz und Layout: Martin Wambsganz

Druck: Bischöfliches Ordinariat Rottenburg, Abt. Zentrale Verwaltung, Hausdruckerei, auf 100% Umltpapier (Blauer Engel)

Der „Gerhardsbote“ erscheint zweimal im Jahr, zu Ostern und zu Weihnachten. Redaktionsschluss ist **sieben Wochen vor Ostern** und **1. Oktober**.

Die Homepage beinhaltet einen Link, der einen direkten Zugriff auf den Gerhardsboten und Downloads ermöglicht.

Die bisherigen Nummern des Gerhardsboten wurden in Kooperation mit der Bibliothek des Ostens in Herne eingescannt und stehen über die Bibliothek auch digital zur Verfügung:

<https://martin-opitz-bibliothek.de/de/elektronischer-lesesaal?keyword=0468520>

<http://digi96.martin-opitz-bibliothek.de/mob/documentviewer/search/0468520>

Der Bezugspreis für Deutschland und Europa beträgt 13,- Euro im Jahr inkl. Postversand, für Übersee 20,- \$U

Bankverbindung: St. Gerhards-Werk e. V., Volksbank Tübingen, IBAN: DE10 6406 1854 0309 1780 02, BIC: GENODES1STW

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Verfasser, nicht unbedingt die des Herausgebers oder der Redaktion wieder. Alle Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck oder Vervielfältigung auf Papier und elektronischen Datenträgern sowie Einspeisung in Datennetze nur mit Genehmigung.